

THEOLOGISCHE WISSENSCHAFT 31 MEYER

School of Theology at Claremont



1001 1329197

BT  
45  
M4



The Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE  
CLAREMONT, CALIFORNIA



✓  
SAMMLUNG GEMEINVERSTÄNDLICHER VORTRÄGE UND SCHRIFTEN

AUS DEM

GEBIET DER THEOLOGIE UND RELIGIONSGESCHICHTE

31

---

Theologische Wissenschaft  
und  
kirchliche Bedürfnisse.

Ein erweiterter Vortrag

von

**Arnold Meyer,**

Professor in Bonn.



**Tübingen und Leipzig**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)

1903.

1903



J. C. B. MOHR (PAUL SIEBECK) IN TÜBINGEN UND LEIPZIG.

---

## Jesu Muttersprache.

Das galiläische Aramäisch in seiner Bedeutung für die Erklärung  
der Reden Jesu und der Evangelisten überhaupt.

Von

**Arnold Meyer,**

Professor der Theologie in Bonn.

8. M. 3.—.

---

## Die moderne Forschung

über die

## Geschichte des Urchristentums.

Von

**Arnold Meyer,**

Professor der Theologie in Bonn.

8. M. 1.20.

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet  
der Theologie und Religionsgeschichte. 8.)

---

## Schriften von Lic. Dr. H. Weinelt:

### Die Wirkungen des Geistes und der Geister

im nachapostolischen Zeitalter bis auf Irenaeus..

Gross 8. M. 5.—.

---

### Paulus als kirchlicher Organisator.

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet  
der Theologie und Religionsgeschichte Nr. 17.)

8. M. —.75.

---

*Unter der Presse:*

### Die Nichtkirchlichen und die freie Theologie.

Meine Vorträge in Solingen, ihre Gegner und ihre Freunde.

8. ca. M. 1.—.

---

*In Vorbereitung:*

### Jesus im neunzehnten Jahrhundert.

Vorträge, gehalten in Solingen.

---

BT  
45  
M4

Theologische Wissenschaft  
und  
kirchliche Bedürfnisse.

Ein erweiterter Vortrag

von

**Arnold Meyer,**

Professor in Bonn.



**Tübingen und Leipzig**  
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)  
**1903.**

Theology Library 1  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT  
California

---

*Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen behält sich  
die Verlagsbuchhandlung vor.*

---



Die nachfolgenden Ausführungen entstammen einem Vortrage, den ich Ende November v. J. vor einem Kreis von Freunden der „Christlichen Welt“ und des „Evangelischen Gemeindeblattes für Rheinland und Westfalen“ auf deren Wunsch in Duisburg gehalten habe. In der Versammlung waren Pfarrer, Gymnasiallehrer und auch einige Damen anwesend; dadurch war Gedankengang und Ton des Vortrages bestimmt. Die lebhaft Besprechung, die sich an ihn anschloss, so mancherlei Fragen und Klagen, die zur Zeit in unseren Gegenden die Gemüter bewegen, und der Wunsch, manchen Gedanken noch besser zu begründen und auszuführen, führten zu einer Umarbeitung und Erweiterung, die ich hiermit den damaligen Hörern, gleichgesinnten Freunden nah und fern und auch Andersdenkenden zur Erwägung vorlege.

Bonn, im Januar 1903.

Arnold Meyer.

A1878

## Inhalt.

---

|  | Seite        |
|--|--------------|
| <b>I. Freiheit und Voraussetzungen der Wissenschaft, insbesondere der theologischen Wissenschaft, auch gegenüber der Bibel und ihrem Bericht . . . . .</b>   | <b>1—25</b>  |
| <b>II. Was die kritische Wissenschaft der Kirche zu nehmen droht und nehmen muss. Nicht Ruhe, sondern Kampf ist kirchliches Bedürfnis . . . . .</b>  | <b>25—46</b> |
| <b>III. Was die wissenschaftliche Forschung der Kirche giebt:</b><br>Sie setzt sie wieder in lebendige Beziehung mit der Kultur und mit der Wirklichkeit, zeigt ihr die wahren Wunder Gottes, die grossen Persönlichkeiten und die Person Jesu, die sie mitten in ihre Zeit stellt. Wert der Religionsvergleichung. Freiheit in den Formen . | <b>46—84</b> |
| <b>IV. Unsere Arbeit und unsere Mitarbeiter . . . . .</b>  | <b>84—92</b> |

---



I.

Wenn man die neueren Verhandlungen der preussischen Provinzialsynoden liest, so ist es nicht schwer, zu sehen, dass hier ein gemeinsames Vorgehen beabsichtigt war: Es sollte durch diese Anträge und Verhandlungen vor und in der Generalsynode der Eindruck hervorgerufen werden, dass die gegenwärtige und zukünftige Arbeitsweise der Wissenschaft, die man von einer Seite ihrer Thätigkeit her recht einseitig die kritische zu nennen liebt, mit den kirchlichen Bedürfnissen unverträglich, für den Fortbestand der kirchlichen und auch staatlichen Ordnung unheilvoll, für die Predigt des lautereren Wortes und für eine heilsame Seelsorge in den Gemeinden verderblich sei.

Dabei ist ja nun ersichtlich Parteipolitik im Werke. Die Eiferer lassen sich wohl auch in ihrem Zorn zu solch unbilliger Betrachtungsweise fortreissen, wie sie die westfälische Provinzialsynode von 1902 geübt hat, wenn sie von der „Pietätlosigkeit einer Kritik“ redet, welche die hl. Schrift nur als Objekt ihrer zersetzenden Arbeit ansieht, und von „Theologieprofessoren, die ihre Aufgabe darin erkennen, die Seelen der Studierenden zu verwirren“. Solche Kritiker giebt es in unsern theologischen Fakultäten nicht. Es sind nur Schreckgespenster, die die über-

eifrige Besorgnis sich und andern an die Wand malt, man darf aber dabei nicht so sehr die arg verleumdeten Forscher bemitleiden, die dagegen mehr als einen Trost haben, wie die Verblendeten, die so wenig die Wahrheit sehen oder sehen wollen. Man muss es gewiss auch bedauern, dass durch solche Verwirrung bei den Führern der Gemeinden weitere Verwirrung nach oben und nach unten angerichtet wird.

Bei alledem aber darf doch nicht verkannt werden: das Hauptmotiv ist bei vielen — das glauben wir zuversichtlich — die ehrliche Sorge für das Wohl der Kirche und das Heil der Seelen; nicht die Kirche wird untergehen und ihre Wahrheit, sagt man, aber wie viel Gemüther von Studenten, von zukünftigen und gegenwärtigen Pfarrern werden dadurch gefährdet und irregeführt, so manche Gemeinde, ja das ganze Volk wird durch solche Wissenschaft in Verwirrung gestürzt. Nirgends freilich will man die Wissenschaft selbst verdammen, man erkennt sie sogar als notwendig an; nach der westfälischen Synode dürfen die Professoren die Bücher der hl. Schrift methodisch untersuchen und sogar die Studenten mit den Ergebnissen der Kritik bekannt machen. Das ist etwas vorsichtig ausgedrückt, wird aber doch wohl heissen sollen: Man darf sogar Kritik üben, und es giebt auch wirkliche Ergebnisse der Kritik. Die brandenburgische Synode zeigt sogar ein grosses Mass von Verständnis für die schwere, entsagungsvolle Arbeit der kritischen Wissenschaft in einer Zeit des Ueberganges; aber die gegenwärtige Forschung erscheint doch vielen so bedenklich, dass man nach Männern verlangt, die nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch im



Glauben der Kirche stehen; in Westfalen hält man es für möglich, dass auf dem Katheder jede grundstürzende Lehre zugelassen wird, in Brandenburg hegt man besondere Sorge wegen der jetzt aufgekommenen „religionsgeschichtlichen“ Methode.

Zu einer rechten Freude an der heutigen Wissenschaft kann man sich, wie es scheint, nirgendwo aufschwingen. Ueberall meint man feste Formen und Normen für sie fordern zu müssen. Man kann sich nicht verhehlen, dass sie ein Licht ist; aber vielfach möchte man es lieber unter den Scheffel als auf den Leuchter stellen und möchte ja nicht, dass es leuchte allen denen, die im Hause sind. Wie unnatürlich solches Beginnen ist, scheint man kaum zu fühlen. Wie fremd ist vielen noch die Erkenntnis, die einzelne Redner auf den Synoden vertreten haben, dass gerade die vollständig freie, durch nichts als die Thatfachen und den Wahrhaftigkeitssinn gebundene Wissenschaft ein kirchliches Bedürfnis ist. Kein Licht mehr, sondern ein gefährliches Feuer, heisst es, das man dämpfen muss! Wenn ihr aber wirklich Gold habt und es prüfen wollt, muss man nicht das Feuer hell anblasen und seine ganze verzehrende Kraft wirken lassen?

Auch die theologische Wissenschaft muss völlig frei sein, sonst ist sie keine Wissenschaft. Das sollte von selbst aus dem Wesen wissenschaftlicher Forschung folgen. Aber demgegenüber sucht man sich nun hinter der gewiss berechtigten Behauptung zu verschanzen, dass es überhaupt keine voraussetzungslose Wissenschaft giebt, dass der Unglaube so gut seine Voraussetzungen hat wie der Glaube, und dass ein

Verständnis der Thatsachen immer erst möglich ist, wenn man sie von einem höheren Standpunkte aus beleuchtet.

Wird dies zugestanden, flugs weiss man seinen Vortheil wahrzunehmen, um damit seinen konfessionellen oder dogmatischen Standpunkt zu decken: „Unsere Voraussetzung“, heisst es nun, „ist die Wahrheit der Kirchenlehre, der Bibel; die hat mindestens soviel Recht wie die Vorurteile der ungläubigen Wissenschaft.“ Sofort kommen natürlich andere, die neben oder über dem Panier des ketzerischen Protestantismus die Fahne der unfehlbaren Kirche aufpflanzen, die von Gott die Verheissung bekommen habe, niemals zu irren, und erst der Bibel das Zeugnis der Wahrheit zu geben im stande sei, und fordern, dass die Wissenschaft sich nach ihren Ansprüchen richte — und so kann jeder jeden Glauben, jede Offenbarung, jede Tradition zur alleinberechtigten Voraussetzung erklären.

Damit wäre denn die Wissenschaft hineingezogen in den Kampf der Kirchen und Parteien, wäre verurteilt, als unfreie Magd nicht einem, sondern mehreren, sehr despotischen Herrinnen zu dienen.

Diesem Missbrauch einer selbstverständlichen Wahrheit gegenüber ist in den neuerlichen Verhandlungen über diese Frage das Richtige ausreichend gesagt worden. Jeder Forscher steckt von Haus aus natürlich in Vorurteilen, wie die ganze Menschheit ringsumher, zu der er gehört. Aber je mehr er wissenschaftlich arbeitet, um so mehr wird er sich bemühen, die Vorurteile, die Konfession, Vaterland, Umgebung ihm anerzogen haben, abzulegen und den Thatsachen gerecht zu werden. Freilich muss er, um das zu können, auch versuchen,



einen Standpunkt oberhalb der Thatsachen zu gewinnen; wo es sich um eine Gesamtauffassung handelt, wo er Thatsachen aus der Geistesgeschichte der Menschheit behandelt, wird seine eigene Persönlichkeit mitreden; die Beschäftigung mit geistigen Grössen wird ihn selbst zu einem geistigen Urteil erziehen, das doch nicht das blosser Resultat der geschichtlichen Untersuchung ist, sondern auch aus seinem persönlichen Empfinden stammt: denn der Forscher soll ja nicht seine Persönlichkeit totschiagen oder stillestellen, er soll kein blosser Chronist oder Registrierapparat werden, sondern als ein lebendiger Mensch sich bethätigen, der sich und andere in der verwirrenden Menge der Erscheinungen orientiert; in Kraft seiner Persönlichkeit wird er auch Voraussetzungen, Werturteile, also, wenn man will — Vorurteile, in sich hochhalten, ja hegen und pflegen, die ihm so gewiss sind wie die Thatsachen da draussen, ja wie seine eigene Existenz; aber — das ist das Entscheidende — er wird darum nimmermehr die Thatsachen leugnen, dem Thatbestand irgendwie Abbruch thun, sich irgend einer noch so bedenklich erscheinenden Konsequenz entziehen. Gewiss darf der Historiker ein guter Patriot sein, und wer wäre ein guter Geschichtsschreiber seines Volkes, der sein Volk nicht liebte; aber muss er darum alle Schuld seines Volkes, alle Missgriffe, Treulosigkeiten und Niederlagen beschönigen oder gar wegleugnen? Es wird noch lange katholische und protestantische Geschichtsbetrachtung geben, beide werden immer einen Gregor VII., einen Luther etwas einseitig darstellen; aber wenn hier wissenschaftliche Arbeit geleistet werden soll, so muss der Katholik oder Protestant mit aller Macht bestrebt sein,

seiner Einseitigkeit sich bewusst und ihrer Herr zu werden, ohne dass er darum seinem Helden sein Herz zu entziehen braucht. Also: von bloss zufälligen Vorurteilen muss man loszukommen suchen; die noch so richtigen Voraussetzungen dürfen doch den Thatbestand nicht ändern, müssen vielmehr an dem Thatbestand erwachsen und ihm gewachsen sein. Dasselbe gilt nun auch von der theologischen Wissenschaft.

Die theologische Wissenschaft befasst sich mit der Thatsache der christlichen Religion, ihrer Entstehung und Ausbreitung in der Welt und im Menschenherzen. Auch hier gilt es, den festgestellten Thatbestand einfach anzuerkennen, da, wo die Untersuchung noch nicht abgeschlossen ist, der Forschung freie Bahn zu geben, wo vorderhand kein Ergebnis zu gewinnen ist, das Nichtwissen ehrlich einzugestehen. Nirgendwo darf das That-sächliche verdeckt oder verschoben werden, weil es etwa dem Glauben nicht genehm ist; eine schwebende Untersuchung darf durch solche Wünsche in keiner Weise beeinflusst werden; auch darf der Glaube sich nicht den Umstand zu nutze machen wollen, dass die Forschung in manche Zeiten und Vorgänge nicht hereinreicht, und nun dort Glaubensurteile aussprechen wollen, wie z. B. über die Entstehung des Menschen, die Geburt Jesu oder sein Seelenleben. In all diesen Fällen würde doch nicht der „Glaube“, sondern der biblische Bericht oder die kirchliche Auffassung reden, die nicht ohne weiteres mit dem Glauben in eins gesetzt werden dürfen.

Glaube ist ja doch nicht ein Wissen über allerhand entfernte und wunderbare Verhältnisse im Himmel und auf Erden, sondern die durch Christus in uns begründete



Zuversicht, dass über und in dem Wirrsal dieser Welt eine heilige Liebe waltet, die auch unser persönliches Wesen trotz unserer Schwachheit und Verirrung liebt, hält und trägt und zur Vollendung führt. Dieser Glaube, der uns freilich über geschichtliche oder vorgeschichtliche Einzelheiten gar nichts sagt, ist nun die Voraussetzung, die einzige Voraussetzung der theologischen Wissenschaft; denn wirkliches Verständnis wird ihrem Gegenstand allerdings nur der entgegenbringen, der selbst innerhalb der christlichen Religion steht und lebt. Insofern muss der theologische Forscher also „gläubig“ sein, d. h. er muss die beseligende und befreiende Kraft des Christentums so in sich verspürt haben, dass er allen Formen des christlichen Glaubens persönliches, verständnisvolles Miterleben weihen kann, ohne dass er dabei sich irgendwie an eine dieser Formen, die ja nicht der Glaube selber sind, gebunden fühlen müsste. Er wird alle Thaten, denen er begegnet, als ein Handeln Gottes, seines christlichen Gottes, in der Welt auffassen, was nicht einschliesst, sondern in irgend einem Masse gerade ausschliesst, dass er jede einzelne That aus dem Plane Gottes verstehen und erklären will und kann, denn Gottes Gedanken sind ihm zu hoch für seine Menschengedanken. — Aber er wird seinem Gottesglauben zuliebe, „um partiisch zu sein für Gott“, keine That wegzu-  
leugnen, zu verschleiern versuchen, so sehr sie auch seinem Gottesglauben zu widersprechen scheint, und ebensowenig eine behaupten oder voraussetzen, die er etwa für notwendig halten möchte. Er wird z. B. nicht sagen: Weil Christus sündlos sein musste, musste er wunderbar geboren werden. Würde ihm die Irrtumslosigkeit Jesu

hinfällig werden, so wird er dies Ergebnis nicht bedauern oder gar unterdrücken. Gerade wenn er im Weltgeschehen ein Handeln seines Gottes anerkennt, so wird er es nicht wagen, ihm in den Arm fallen zu wollen und zu sagen: Was machst du? Du bringst dich um deine Ehre und uns um unsern Glauben. Das muss anders, das muss so und so gewesen sein.

Innerhalb der evangelischen Kirche wird man die wissenschaftliche Haltung, die Achtung vor dem Tatsächlichen, vor der Wirklichkeit, wie sie Gott nun einmal gewollt hat, vor allem geltend zu machen haben in der rechten Stellung zur Bibel. Es ist zwar Einbildung, wenn man meint, die protestantische Kirchenlehre stamme in allem aus der Bibel; vieles ist einfach aus dem katholischen Dogma übernommen, andererseits ist die reformatorische Stellung zum Beruf, zum weltlichen Wesen, die ganze protestantische Verweltlichung des Christentums nicht aus der Bibel genommen, sondern eben die eigentümliche Eroberung der Reformation. Aber die evangelische Kirchenlehre behauptet nun doch biblisch zu sein, und in ihrem Namen fordert man nun auch von der Wissenschaft, dass sie Halt mache vor dem: „Es stehet geschrieben.“ Da liegt also gleich das aus der jüdischen und dann der katholischen Kirche übernommene Vorurteil zu Grunde, die wahre Religion brauche notwendig einen Kanon, ein Buch, das von Anfang bis zu Ende aus göttlicher Offenbarung stamme und darum unfehlbare Richtschnur des Glaubens, Wissens, Denkens sei, und die Bücher der Bibel seien in diesem Sinne geschrieben. Ganz Ernst hat man ja, wie gesagt, in der evangelischen Kirche nicht und überhaupt niemals mit



dieser Theorie gemacht; auch die neuere sich „gläubig“ nennende Theologie gestattet sich Milderungen und Ausnahmen genug: man redet von der „biblischen Anschauung“ im grossen und „ganzen“, von den „Heilsthatsachen“, von den „Hauptpunkten“, aber festgehalten wird die Theorie immer; namentlich der „ungläubigen“ Wissenschaft gegenüber ist der durchlöchernte Mantel immer noch ein gutes Unterscheidungszeichen. Hier thut es vor allem not, einmal ganz klar und wahr zu werden. Richtig ist, dass die Sammlung der Bücher, die die jüdische Gemeinde und dann der Gebrauch der ältesten Kirche aus einer grossen Reihe anderer mit gutem Takt ausgesondert und aufbewahrt hat, für die Entstehung und Erhaltung des christlichen Glaubens von grundlegender Wichtigkeit geworden ist, so sehr auch andere Kräfte und Autoritäten zum Segen und zum Unsegen bei der Entwicklung der Kirche in ihrer Weise mitgewirkt haben, wie etwa das Bischofsamt und das Pfarramt einerseits und die freie Entfaltung einzelner schöpferischer Persönlichkeiten andererseits. Namentlich ist die Bibel immer wieder das Mittel geworden, wodurch die ursprüngliche Kraft der ältesten Gemeinde, die Begeisterung der Propheten und das Bild Jesu in die spätere Zeit hineingewirkt und neues Leben entzündet haben, wie namentlich die Reformatoren hier einen Stützpunkt gegenüber den damaligen Autoritäten fanden, so dass sie ihre eigene religiöse Eigenart entfalten konnten. Richtig ist ferner, dass auch weiterhin die in der Bibel lebendige, ursprüngliche Kraft beständig zur Kritik des augenblicklichen Christentums herausfordert und neue Auffassungen und Darstellungen des Christentums erzeugt, die einerseits an das alte Christentum anknüpfen,

andererseits, meist unbewusst, neue Wege eröffnen, wie das z. B. der Pietismus, oder, um ein ganz andersartiges Beispiel zu nennen, der Irvingianismus gethan haben und wie es heute TOLSTOI thut. Richtig ist endlich, dass je und je der einzelne Christ auch in der Bibel, aber zu-  
meist nicht dort allein, seine persönliche Erbauung gefunden hat, findet und immer finden wird, wobei er übrigens mit grosser, ihm selbst kaum bewusster Freiheit vorgeht, indem er ganze Bücher und Abschnitte völlig beiseite lässt, anderes in seinem Sinne umdeutet und anwendet und einzelem gegenüber auch ganz einfach, wenigstens praktisch, „nein“ sagt. So hat sich Luther zur Bibel gestellt; das grossartigste Beispiel dieser Art hat aber Jesus in seinem Verhalten zum Alten Testament gegeben. Er war aufgezogen in der Verehrung vor diesem heiligen Buch, das ihm wie dem ganzen frommen Judentum mit jedem Buchstaben als Gottes „unlösbares“ Wort galt; aber dabei trug er seinen Sinn und Geist in diesen Buchstaben herein und lehrte alle Gebote von dem Gebot der Liebe aus verstehen, der Liebe, wie er sie im Herzen trug und wie sie weit über die alttestamentliche Forderung hinausging. Das alles sind geschichtliche Thatsachen, die auch die Wissenschaft zu gewaltigem Respekt vor dieser so eigenthümlichen, in vieler Beziehung so wenig einheitlichen, litterarisch hie und da wenig wertvollen Sammlung aufnötigt. Dazu kommt nun noch das Glaubensurteil des christlichen Forschers: er selbst kann sich ja der Macht des Geistes, der von diesen Blättern aus alten und uralten Tagen zu ihm redet, nicht entziehen, so sehr er sich bemüht, auch hier die aus der Kindheit mitgebrachte

Verehrung, die ihn ja partiisch machen könnte, auf ihre Berechtigung zu prüfen. Das zwar kann ihm keine Wissenschaft beweisen, das kann ihm keine Kritik zersetzen: hier redet Gott zu uns, wie ein Vater zu seinen Kindern; aber damit ist nun gar nichts darüber gesagt, wie die Sammlung zu stande gekommen ist: wichtige Bücher, die hier wohl am Platze wären, können verloren gegangen sein, sind gewiss, wenn auch nicht zufällig, verloren gegangen, wie z. B. die älteste Sammlung von Jesu Worten; recht unwichtige sind, man kann ruhig sagen, leider aufgenommen, wie das Buch Esther, während das wertvollere 1. Makkabäerbuch draussen geblieben ist; viele sind aufgenommen, weil sie falsch verstanden wurden, wie das Hohelied und der 45. Psalm, die einfach Hochzeitslieder voll Poesie, aber ohne religiösen Inhalt waren. Ferner ist mit der Anerkennung, dass hier die Zeugnisse geistesmächtiger Gottesmänner vorliegen, nichts darüber gesagt, wer diese Schriften verfasst hat; ob sie von den Propheten oder Aposteln herkommen, denen sie von der Ueberlieferung zugeschrieben werden, also ob die fünf Bücher Mosis von Moses, ob die Psalmen zumeist von David herkommen: die Verfasser der Ueberschriften sind doch nicht unfehlbar und haben auch bei andern frommen und guten Büchern geirrt; wie denn niemand die schönen Psalmen aus der Zeit des Pompejus dem Salomo zuschreibt, unter dessen Namen sie doch überliefert sind.

Die Sache wird auch nicht anders, wenn die Schriften selbst angeben oder andeuten, von wem sie geschrieben sein wollen: es klingt zwar so einleuchtend: „wenn diese Schriften nicht echt sind, dann stammen sie



von Betrügern, und durch Betrüger redet Gott nicht zu uns“. Die so reden, wissen oder bedenken nicht, wie viel fromme Juden und Christen erbauliche Bücher unter fremdem Namen geschrieben haben: wie die Schüler des Pythagoras und Plato ihre Schriften unter den Namen ihrer Meister ausgehen liessen, wie die ganze spätägyp-tische Litteratur unter dem Namen des mythischen Hermes Trismegistos steht, so haben die Juden die Namen ihrer Gesetzeslehrer Baruch, Esra, auch Mosis und die der Patriarchen vor und nach der Sintflut, von Adam bis auf die 12 Söhne Jakobs, benützt, um ihren Glaubensgenossen um so gewisseren Trost zu geben. Das erfolgreichste Unternehmen dieser Art war das Buch Daniel, dessen Entstehung um das Jahr 167 jetzt so gut wie allgemein zugegeben ist. Sollten die Christen anders verfahren sein? Aber es ist ja gar kein Zweifel, dass sie so verfahren sind: das Petrus-Evangelium, die Offenbarung des Petrus, die Verkündigung Petri wollen gewiss von Petrus verfasst sein und sind im 2. Jahrhundert so angesehen und gern gelesen worden; gewiss haben auch sie der Wahrheit dienen und Christi Ehre verkünden wollen, und doch schreibt sie heute niemand dem Petrus zu, wie sie auch die Kirche früh verworfen hat. Aber, sagt man, in der ältesten Zeit war das nicht möglich, und ausserdem hat ja eben die Kirche die falschen Schriften frühzeitig auszuschneiden gewusst. Indes, dass solches Verfahren in der ältesten Zeit verabscheut worden wäre, ist wieder ein Vorurteil. Von vornherein kann niemand wissen, ob nicht schon sehr früh die Christen, jenem allgemeinen Brauch folgend, gern die Namen der Apostel benützten. Der 1. Petrusbrief gehört gewiss

in eine recht frühe, aber doch wohl erst in die trajanische Verfolgungszeit, an die Wende des 1. Jahrhunderts; und es ist höchst unwahrscheinlich, dass ein persönlicher Jünger und Freund Jesu so abstrakt, so ganz in den von Paulus entlehnten Wendungen über Christus geredet haben soll, wie es hier geschieht. Bei andern Schriften, wie beim 2. Petrusbrief und namentlich beim Johannes-Evangelium, lässt sich aber nicht einmal erweisen, dass sie älter sind als das 2. Jahrhundert, ja sie werden kaum an dessen Anfang gehören. Das Urteil der Kirche ist aber auch hier nicht unfehlbar; denn sie hat nachweislich nicht so sehr auf Grund sicherer Ueberlieferung als vielmehr danach geurteilt, ob die Schriften ihrem Geschmack und ihrem Glauben entsprachen: war dies der Fall, so nahm man die Schriften der Apostel auf „wie die Apostel selbst“; waren doch diese apostolischen Schriften eines der Mittel, durch welche die Kirche den Nachweis zu führen suchte, dass ihre Lehre und Weise apostolischer Herkunft sei. Beim Johannes-Evangelium kann man noch beobachten, wie es, weil es seiner Zeit voraufgeeilt war, lange um sein apostolisches Ansehen zu kämpfen hatte, man scheint anfänglich nur behauptet zu haben, dass es zu Johannes Zeiten — Iohanne adhuc in corpore constituto — verfasst sei; als dann die johanneische Anschauung von Christus allgemeine Anerkennung gefunden, da stellte sich auch alsbald seine Anerkennung als eine Schrift des Apostels Johannes ein. Bei diesem Evangelium ist es übrigens noch zweifelhaft, ob es wirklich von Johannes verfasst sein will, ob der Verfasser sich nicht gerade hinter einem ungenannten Lieblingsjünger am besten glaubte verbergen und am

freisten bewegen zu können. Aber — worauf es hier ankommt — jedenfalls wollte er verborgen bleiben, obwohl er doch glaubte, Jesum in Kraft des Geistes, der in alle Wahrheit führt, tiefer verstanden zu haben als alle andern, auch als die Jünger Jesu mit Ausnahme des einen Ungenannten, der, wie er annahm, an seiner Brust gelegen hatte. „Wenn der jetzt wiederkäme, so würde er denken und reden wie ich“: das war des Verfassers feste Ueberzeugung. Aber er konnte ja nicht wiederkommen, wie Kap. 21 ausdrücklich feststellt; so wollte er denn in seinem Namen zeugen. So etwa mag die Stimmung all jener Schriftsteller gewesen sein, die bescheiden und doch stolz den eigenen Namen verbargen und sich zutrauten, wie ein Weiser, ein Prophet oder Apostel zu reden: „Wir wollen die Sendboten, die Stellvertreter, die Wortführer des Dahingegangenen sein: wie würde er dareinfahren, wenn er unsere Zeiten sähe; nun wohl, wir wollen ihm zum Reden verhelfen!“ Gelang es dann, dass die Zeitgenossen solche Botschaft als echt annahmen, so war dies das Siegel dafür, dass sie ihren Auftrag recht ausgeführt hatten.

Betrachten wir noch ein anderes, besonders auffallendes Beispiel für diese uns so fremde Weise, der Wahrheit durch einen falschen Namen zu dienen: den zweiten Thessalonicherbrief. Die Voraussage des nahen Endes, das Paulus im 1. Brief noch zu erleben gedachte, war nicht eingetroffen. Das musste viele verwirren. Da ward es einem der Leser klar: dieser Brief konnte nicht echt, er musste untergeschoben sein. Gerade im Gegenteil musste der Apostel vor allzu stürmischer Erwartung des Endes gewarnt haben; vor seiner Seele



stand deutlich der Brief, wie ihn Paulus geschrieben haben musste, und so wagte er es, ihn nochmals zu schreiben; ja in guter Zuversicht, dass nun die echte Aeussierung des Apostels vorliege, liess er ihn gleichsam vom verstorbenen Apostel persönlich unterschreiben; oder vielmehr: er schrieb die Worte, die nach seiner Meinung der Apostel s. Z. unter den verlorenen Brief gesetzt haben musste, auch unter seine Wiederherstellung: „Dies ist meine Hand, so schreibe ich in allen meinen Briefen.“ Wenigstens kommt mir, wenn man einmal die That- sache falschbenannter Schriften im Urchristentum zugiebt, diese Darstellung von der Entstehung des Briefs viel einfacher und natürlicher vor, als alle die gewagten Mittel, mit denen man die Echtheit des 2. Briefs zu retten sucht.

Wie man aber auch über den einzelnen Fall urteilen mag, im ganzen wird man sich dem nicht entziehen können, dass auch im Neuen Testament unechte Schriften möglich, ja wirklich vorhanden sind. Auch ausserdem sieht man mehr und mehr ein, wie menschlich es bei Entstehung der Bibel zugegangen ist. Da sind ältere Quellen aufgenommen, umgewandelt und verarbeitet, ohne dass alle Ungleichheiten der verschiedenen Quellen verwischt sind, da sehen wir die Schriftsteller bei echt menschlichen Nachforschungen; bei den Briefen tritt ihr Gelegenheitscharakter immer deutlicher hervor. Da fehlt es auch nicht an Widersprüchen zwischen den verschiedenen Berichten, da spiegelt sich in jedem Schriftsteller der Charakter seiner Zeit und seiner Umgebung wieder. Wenn man das nun alles feststellt, so ist das keine pietätslose Kritik, die nur am Zerfasern ihre Freude

hat, sondern recht pietätsvolles Sichhineinversenken in das Werden und Wachsen jenes Schrifttums, das der ganzen Menschheit und uns allen so wichtig ist. Es gleicht diese Betrachtungsweise dem Studium, das ein Kunstkenner einem ehrwürdigen Dom widmet, den das Volk als ein Heiligtum verehrt, der Laiengeschmack unmittelbar als ein wunderbares Kunstwerk empfindet; der Kenner aber achtet auf die Spuren der verschiedenen Bauperioden, sieht, wie viele Baumeister miteinander, nacheinander und wohl auch gegeneinander gearbeitet haben, wie nicht jeder Plan ausgeführt und mancher Schaden in anderem Sinn und Geist ausgebessert wurde. Sollte solch liebevolle Betrachtungsweise und Kritik nicht sachentsprechender sein als das beständige Rufen: gross ist die Diana der Epheser! Ist uns die Bibel nicht ein Idol, sondern Gottes Tempel, darin sein Geist weht, so ist sie auch unseres Vaters Haus, das wir kennen und darin wir uns gründlich umsehen sollen, und niemand hat Auftrag und Recht, es uns zu wehren.

Dann haben wir aber auch das Recht, die That-sachen, die in der Bibel erzählt werden, auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Gewiss haben die biblischen Schriftsteller die Wahrheit berichten wollen, aber haben sie es auch gekonnt und waren sie in der Stimmung und Lage, überall historische Kritik zu üben? Wir wissen doch, dass, wo immer grosse Menschen, Heilige und Helden Wunderbares und Unbegreifliches gethan haben, ihre Verehrer ihre Freude daran hatten, noch mehr Wunder auf sie zu häufen; dass ihnen nichts zu hoch und wunderbar erschien, was sie nicht gern zu ihres

Meisters Ehre geglaubt hätten. Nun ist nie ein Mensch glühender geliebt, inniger verehrt worden als Jesus von Nazareth: sollte hier die liebevolle Begeisterung nüchterner, kritischer, zurückhaltender gewesen sein? Vielmehr haben gerade die ersten Christen bei ihrer nahen Erwartung des Weltendes in einer Stimmung des Enthusiasmus, der gespanntesten Erregung gelebt, die allezeit den Himmel offen und die Engel Gottes auf Menschenkinder auf- und absteigen sah. Wer da erwartete, dass Jesus demnächst leibhaftig mit den Wolken des Himmels erscheinen würde, und sich bereit hielt, ihm entgegen in die Luft entrückt zu werden, dem konnte kein Wunder dieses Jesus und seiner Jünger zu gross erscheinen; vielmehr ein wunderloser Jesus wäre ihm verwunderlich gewesen. Um so vorsichtiger werden wir heute zu untersuchen und jene Stimmung in Rechnung zu ziehen haben. Freilich werden wir sagen: der, von dem man bald so Ausserordentliches glaubte, der muss in der That ausserordentlich gewesen sein; aber muss darum seine Ausserordentlichkeit in jenen Wundern bestanden haben? Innere Grösse können die Menschen so schwer fassen; darum schauen sie sich nach äusserem Schmucke um, um das Bild des Erhabenen festzuhalten. Zwar werden wir dabei nicht von vornherein feststellen dürfen, was möglich, was unmöglich ist; wir werden bereit sein müssen, auch Thatsachen anzuerkennen, die uns unbegreiflich vorkommen, wenn sie uns als solche bezeugt sind. Aber eben um zu wissen, was wirklich geschehen kann, müssen wir die schlichten Mittel ehrlicher Forschung anwenden; wir haben zu untersuchen, wie nah der Schriftsteller den Ereignissen stand, und daran zu denken, dass auch die



nächststehenden Evangelisten keinen historischen Bericht, sondern eine Verteidigung des Christentums geben wollten; so wird sich immer ein breiter Raum für die Entwicklung einer frommen Legende ergeben. Hie und da, wie namentlich bei der Auferstehungsgeschichte, lässt sich die Weiterbildung der Legende noch verfolgen: man sieht, wie die Erscheinungen des Auferstandenen immer massiver, greifbarer auftreten, damit die Vorstellung von einem blossen Scheinleib Christi immer unmöglicher werde. Die späteren Berichte gehen näher an das Grab heran, lassen die Erscheinungen in Jerusalem statt in Galiläa<sup>1</sup> stattfinden, lassen den Petrus gar in das Grab hineingehen, vorher den Stein versiegeln und mit Wächtern behüten, alles in der Absicht, die Thatsache gegen den laut gewordenen Zweifel zu sichern. Am Anfang der Entwicklung aber steht Paulus, der nur Erscheinungen kennt und das leere Grab nicht einmal erwähnt. Für Paulus fällt auch noch Auferstehung und Himmelfahrt zusammen; von einer besonderen Himmelfahrt Jesu wissen erst die spätesten Berichte etwas — denn der sogen. Schluss des Markus-Evangeliums ist ja unecht —, dem Berichte bei Lukas aber merkt man deutlich an, dass hier das Anschauen der Himmelfahrt einen Ersatz für die sich

---

<sup>1</sup> Grober Unfug wird neuerdings wieder mit einem Galiläa auf dem Oelberg getrieben. Wo im Neuen Testament wird denn das erwähnt, von der Landschaft unterschieden oder eine Verschiedenheit zweier Oertlichkeiten nur angedeutet, während doch sonst so häufig gleichnamige Orte genauer bezeichnet werden? Jeder Leser, der Galiläa in den Evangelien sonst immer auf die Landschaft bezogen sah, musste glauben, dass der Erscheinungsort auch dort zu suchen sei. Wie würde man die Kritik verspotten, wenn sie solche Kunststücke versuchte!

immer weiter hinausschiebende Wiederkunft Christi bieten soll. Sehr belehrend ist es auch, zu beobachten, in welcher Weise der Bericht von der jungfräulichen Geburt allmählich in die Schriften des Neuen Testaments eingedrungen ist, wo er ursprünglich keinen Platz hatte. Die Briefe des Neuen Testaments reden nur von dem, der aus dem Samen Davids vom Weibe geboren ist. Markus hat überhaupt keine Kindheitsgeschichte; bei Lukas will man noch auf eine ältere Form des Textes schliessen, nach der das Wunder vielmehr darin bestand, dass von so geringen Leuten der Erbe des Davidthrones hervorgehen soll; bei Matthäus weist die älteste uns bekannte Uebersetzung, die auf dem Sinai gefundene syrische, auf die Lesart: Joseph zeugte den Jesus, und die Geschlechtsregister bei Matthäus und Lukas beweisen dadurch, dass sie beide auf Joseph gehen, dass Joseph ursprünglich als der Vater Jesu gedacht war. In andern Fällen zeigen ausserbiblische und ausserchristliche Legenden, dass Wunder, die man von Jesus berichtete, überhaupt ein beliebtes Thema wunderfreudiger Andacht gewesen sind: Verwandelte doch auch Dionysos, der griechische Gott der Fruchtbarkeit und des neuerwachenden Lebens, alljährlich das Wasser in Krügen und Quellen zu Wein; die Vermehrung des Brotes wird auch dem Propheten Elisa zugeschrieben; von indischen und christlichen Heiligen erzählt man, dass sie übers Wasser gewandelt seien. In allen diesen Fällen ist es für eine besonnene Forschung das Gegebene, ehe sie eine Ausnahme vom erfahrungsgemässen Geschehen annimmt, lieber christliche Legendenbildung zu vermuten, auch da, wo sie den wirklichen historischen Verlauf, der

jetzt durch die Legende verdeckt ist, nicht mehr anzugeben weiss.

Wichtiger noch als die Wunderfrage ist für die Erkenntnis der Predigt Jesu und damit für unsere ganze Auffassung von der Entstehung des Christentums die Untersuchung, welche Bedeutung für Jesus selbst und dann für seine Anhänger die Ausdrücke Messias und Sohn Gottes gehabt und gewonnen haben. Der Evangelist Markus achtet noch darauf, dass Jesus sich selbst in seinem ganzen öffentlichen Auftreten niemals als Messias bezeichnet; erst vor seinen Richtern soll er sich so genannt haben. Die andern Evangelisten sind darin weniger vorsichtig: bei Matthäus und Lukas wird ja auch Jesus schon bei und vor seiner Geburt als der Davidserbe angekündigt. Bei Johannes offenbart sich Jesus seinen Jüngern sofort als Messias und König Israels. Bedeutet aber ursprünglich der Ausdruck Sohn Gottes in diesem Zusammenhang nichts anderes als den Ehrentitel des messianischen Königs (vgl. noch Joh 1 49), so bringt schon Paulus einen andern Begriff von „Sohn Gottes“ hinzu, der weit über den Titel des Davidsohns hinausgeht (vgl. Röm 1 4). Es ist der „eigene“ Sohn, der in der Vorzeit bei Gott im Himmel war, den in die Welt zum Tod zu senden dem Vater ein Opfer war. Im Kolosserbrief wird dieser Sohn zum Weltprinzip, der das All zusammenhält und zusammenbringt, im Hebräerbrief erhält er die Anrede „Gott“. Im Titusbrief wird sein Auftreten in der Welt mit den Ausdrücken beschrieben, die die Griechen der auf Erden erscheinenden hilfreichen Gottheit widmeten: der Brief preist die Epiphanie, die Erscheinung des Gottes und Soters, des „Heilandes“



Jesu Christi, im Johannes-Evangelium wird diese Offenbarung mit dem persönlichen Wort Gottes (Logos) gleichgesetzt, ähnlich wie die Griechen den Hermes, den ägyptischen Thot, den Herkules als die personifizierte Vernunft (Logos) bezeichneten (vgl. unten S. 80). Man kann eine ähnliche eigenartige Entwicklung auch bei einem andern Titel Jesu machen, bei der Bezeichnung „Herr“, die zunächst nur eine Anrede an den verehrten „Meister“, zuletzt eine Gleichsetzung mit dem HErrn des Alten Testaments und mit der Gottheit bedeutet. Sieht man hier vor Augen, wie Jesus den Menschen zu Gott geworden ist, so werden wir auch hierin einen Beweis seiner einzigartigen Bedeutung sehen, wir werden aber nicht glauben, dass wir in einem dieser Ausdrücke sein Wesen fassen und festhalten könnten.

So sehr wir uns von Herzen in der Schätzung der Person Jesu mit dem Urchristentum eins wissen mögen, daran, dass wir uns ihre Denkweise nicht ohne weiteres aneignen, hindert uns vor allem eine Einsicht, die, wenn sie einmal gewonnen ist, unsere ganze Stellung zur Bibel und zum Urchristentum ändern muss. Es handelt sich um die Feststellung der Kluft, die uns, dank einer unaufhaltsamen Veränderung des geistigen Horizonts, von der ganzen Weltanschauung der alten Völker, auch der alttestamentlichen und der urchristlichen Generationen, trennt. Es ist einfach ein unnatürliches und unwahrscheinliches Vorgehen, dass wir noch so denken sollten und könnten, wie man damals gedacht und empfunden hat. Nach damaliger Anschauung war der Himmel oben über den Wolken und die Hölle unter der Erde; man hielt es für möglich, dass einer vom Wind erhoben und zum

Himmel getragen werde, oder, wenn die Erde sich spaltete, ins Feuer der Hölle stürze. Die Erde galt als der Mittelpunkt des Alls, auf sie konnten die Sterne herabstürzen, ja man konnte sich vorstellen, dass die Erde und das ganze All in kürzester Zeit zusammenbrechen und zu einem neuen Himmel und zu einer neuen Erde umgewandelt werden würde.

Göttersöhne und Götter konnten bei den Heiden, Engel bei den Juden sichtbarlich und in Menschengestalt erscheinen, die Toten gingen aus ihren Gräbern und erschienen vielen. Die Geisteskranken hielt man für von Teufeln besessen, die ganze Welt für bezaubert; in der Wüste, ja überall unter dem Himmel, herrschten die bösen Geister unter dem Gott dieser Welt. Auch den Engeln traut man zu, dass sie sich an den Töchtern der Menschen versehen; ja, auch die eigene Seele stellt man sich vor wie einen Dämon, der im Leibe wohnt, wie in einem Haus; sie kann davon ausgehen und in den Himmel verzückt werden; wer Gesichte und Träume hat, der sieht dabei nicht ein Gebilde seiner Innenwelt, sondern schaut in eine zweite Aussenwelt hinein. Ausser dem körperlichen Leib kennt man auch einen geistigen Leib, der aber nicht irdisch-stofflich, sondern aus Lichtmaterie gewoben ist. Im Himmel, so glaubt man, existiert eine ganze Stadt mit goldenen Gassen, die einst auf die Erde herabkommt, und Tertullian glaubt sie in der *Fata morgana* schon gesehen zu haben. An Wunder glauben Juden und Heiden in gleicher Weise, der Christ Origenes wie sein heidnischer Gegner Celsus, der jüdische Schriftsteller Josephus und der römische Kaiser Vespasian, der selbst auf Befehl des Serapis Wunder thut. Damals

war ein Wunder zwar etwas Ungewöhnliches, sonst wäre es kein Wunder, aber nichts Unerhörtes und nichts, was gegen ein Naturgesetz verstiesse; die Naturgesetze kennt man noch nicht; oder wenn man an Gesetze glaubt, so sind es eben Gesetze im eigentlichen Sinne des Wortes: Gott ist Gesetzgeber und ihm gehorchen die lebendigen Naturgewalten. Denn die Sterne gelten als belebte Wesen; sie dienen Gott und regieren Zeiten und Jahre, bestimmen das Wetter und das Geschick. Die Philosophie der Zeit ist zwar bemüht, diese persönlichen Kräfte, diese Welt von Dämonen und Engeln zu vergeistigen, in Begriffe aufzulösen; aber sie schafft dadurch nur neue sonderbare Wesenheiten, Hypostasen, die weder persönlich noch unpersönlich sind. Zwar regte sich damals in Alexandria eine exakte Naturwissenschaft; sie wurde aber durch eine in Ideen schwelgende Philosophie und namentlich durch das Aufkommen des Christentums, ferner durch Stürme der Völkerwanderung für Jahrhunderte erstickt. Ein langes, mühevollcs Ringen von Vernunft und Wissenschaft war nötig, um uns aus dieser bezauberten Welt zu befreien, nachdem Katholiken und Protestanten um die Wette dem Teufel- und Hexenglauben tausende von Opfern dargebracht hatten. In diese Welt wollen und können wir nicht mehr zurück. So sehr auch das Menschenherz immer dasselbe bleibt und Eine Erlösung für alle gilt: die Not jener Zeit ist doch nicht mehr ganz unsere Not, und unsere Erlösung muss doch eine etwas andere sein, als die man damals erlebte. In diesem Sinn brauchen wir beständig eine neue Religion und neue Wege zum alten Gott. Wohl aber können wir versuchen, die alte Zeit und Religion zu erforschen und zu verstehen



mit den Mitteln, die uns unsere heutige Forschungsmethode an die Hand giebt. Wenn wir an ihrer Hand Tradition und Wahrheit, Legende und Wirklichkeit, Sicheres und Unsicheres zu scheiden versuchen, so können wir wohl manchen Irrtum begehen und wieder korrigieren, aber in unserer Weise zu forschen können wir nicht umkehren. Die Wissenschaft muss sagen: Hier stehe ich und kann nicht anders.

Wir wollen indes nicht behaupten, dass nicht in der heutigen wissenschaftlichen Kritik auch Uebergriffe und Unbesonnenheiten vorkommen: es ist ja wohl verständlich, dass jemand, der von der Macht eines neuen Gedankens gepackt ist, ihm allzu grosse Tragweite giebt, allzuviel daraus ableitet und ihm zu viel andere Rücksichten opfert; es hat auch Leute gegeben, die da meinten, alles anzweifeln zu müssen, die jeder Ueberlieferung von vornherein mehr als misstrauisch gegenüberstanden. Aber die Zeit dieser übertriebenen Kritik ist im ganzen vorüber: vielfach hört man auch auf kritischer Seite den Ruf: zurück zur Tradition; an manchen Punkten ist man so gutgläubig geworden, dass es wirklich not that, dass jemand die Leute aus der Vertrauensseligkeit aufrüttelte: so galt das Markus-Evangelium im grossen und ganzen für so zuverlässig, dass man mit fröhlicher Sicherheit daran gehen konnte, daraus ein Leben Jesu in historischer Reihenfolge aufzubauen, und doch ist das Markus-Evangelium alles andere als ein historischer Bericht; wird doch gleich zu Anfang die ganze aussermenschliche Schöpfung, der Teufel, die Tiere, die Engel, um den versammelt, auf den der Geist wie eine Taube herabkommt: wie will man daraus Geschichte machen! So leidet die

Wissenschaft ebenso oft an zu wenig, wie an zu viel Kritik; aber so viele falsche Wege einzelne und ganze Geschlechter oft gehen, gefährlich kann der Irrtum auf die Dauer in der Wissenschaft nicht werden; bei der Menge der Mitarbeiter, bei der Verschiedenartigkeit der Richtungen, bei dem Auftreten immer neuer Forscher und neuer Gesichtspunkte kommt es zu einer steten Kritik der Kritik, und es ist stets dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

## II.

„Aber“, sagt man, „ihr denkt immer nur an die Forderungen der abstrakten Wissenschaft. Wo aber bleiben die kirchlichen Bedürfnisse? Die Wissenschaft soll doch dem Leben, die theologische Wissenschaft der Kirche dienen? Und ‚kirchliches Bedürfnis‘ ist doch ganz gewiss, dass die Religion nicht entleert werde: was ihr aber predigt, ist keine Religion, sondern eine Abstraktion, eine Religion ohne Wunder. Vielleicht kommt ihr auf eurer Studierstube mit diesem blutlosen Gedankending aus; unser Volk aber braucht kräftiges Brot, Brot vom Himmel, eine Welt voller Wunder.“

So ausgesprochen ist das eine im Grund irreligiöse Nützlichkeitsrede: „Das Volk will Wunder sehen, darum gebt sie ihm!“ Das Wunder ist freilich des Glaubens liebstes Kind, aber darum doch nicht der Glaube selbst, und um des Glaubens willen muss man oft auch sein liebstes Kind dahingeben können. Wollt ihr aber Wunder haben, so geht nach Rom: da habt ihr die kräftigsten, handgreiflichsten Wunder, und, was besonders vorteilhaft ist, Wunder, die bis auf den heutigen Tag geschehen, die man mit den Händen greifen kann und die nicht nur vor

2000 Jahren geschehen sind, die man nicht erst zu glauben und zu beweisen braucht, weil sie täglich vor unsern Augen geschehen. Wir aber möchten gern, dass nicht nur die Wundergläubigen und Wundersüchtigen, sondern auch die selig werden, welchen die Wunderpredigt keine Erleichterung, sondern eine Last ist, welche ihre Freude haben an der wunderbaren Harmonie und Gesetzmässigkeit des Alls, die Gottes Grösse und geheimnisvolle Majestät gerade in seiner heiligen Ordnung sehen, in die er auch unser jetziges und einstiges Los zu unserem Heil eingeordnet hat. Denn auch diese sehen in der Weltordnung kein Uhrwerk, das mechanisch abläuft, wohl gar in ewiger, ermüdender Wiederkunft, seellos, herzlos und erbarmungslos, sondern eine Welt, darin der persönliche Gott beständig schafft und waltet, eben darum eine Ordnung, in der vor allem das Persönliche seinen Platz und seine des Persönlichen würdige Existenz hat.

„Aber es handelt sich nicht um dieses oder jenes Wunder, sondern um die grossen Heilsthatsachen, die wunderbare Geburt, die leibliche Auferstehung und Himmelfahrt, das Herabkommen des hl. Geistes mit Windesbrausen und Christi dereinstiges Herabkommen mit den Wolken des Himmels; vor allem aber handelt es sich um das Wunder der Menschwerdung Gottes und die liebevolle Hingabe des Gottessohnes: Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab! Was sollen wir predigen an den grossen Festen, was sind uns dann noch die Kirchenlieder, was ist uns die hl. Schrift, das liebe Gotteswort?

Wenn dein Wort nicht mehr soll gelten,  
Worauf soll der Glaube ruhn?

Mir ist's nicht um tausend Welten,  
Aber um dein Wort zu thun!"

Darum geht freilich der Kampf, um die Auffassung der Heilsthatsachen, ein ernster und schwerer Kampf; aber er ist auch des Schweisses der Edlen wert. Wohl dem, der um solche grossen Dinge kämpft, ihm wird nichts Niedriges zu teil. Solcher Kampf bedeutet wohl manche Not für den einzelnen und manchen Notstand für die kirchlichen Verhältnisse, aber zugleich auch eine Notwendigkeit. Wo hat denn die Kirche und der einzelne Christ eine Verheissung, einen Anspruch, die auf Ruhe lauten? Ist nicht Christus gekommen, den Kampf zu bringen? Ja, wir dürfen vielmehr den Segen dieses Kampfes rühmen, wie ihn die Wissenschaft herbeiführt und immer wach erhält. Das vielgebrauchte Wort: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“, warum soll es hier nicht gelten, warum hier alles unverändert und unangetastet vererbt werden? Denn freilich, eine Umwandlung erfährt die Weise des Glaubens bei diesem Kampf, es handelt sich um eine immer neue Weise, alte Wahrheit zu lehren, und das ist darum nötig, weil die Weise, den Glauben zu fassen und zu lehren, immer menschlich ist. Wir haben unsern Schatz in tönernen Gefässen und unser Erkennen ist Stückwerk. Gerade bei den höchsten Dingen ist die menschliche Form ja immer am unzureichendsten, ist die Forderung, nach immer besseren Ausdrucksmitteln zu suchen, am dringendsten. Freilich entsteht dadurch der Eindruck, dass hier auf dem Gebiete, wo man das Gewisseste sucht, alles im Fluss ist; aber dieser Eindruck soll auch entstehen, und jedenfalls soll sich nicht der Eindruck



festsetzen, als sei die Kirchenlehre oder die theologische Wissenschaft in ihren Resultaten unfehlbar. Dieser Kampf geht aber die ganze Kirche an und ist im Grunde jedermanns Sache, der ihr angehört; wie der Krieg, der draussen geführt wird, das ganze Land betrifft und in Anspruch nimmt. Ja, mehr als das: wie jeder für sich sterben und seine Sache für sich vor Gott zu verantworten hat, so muss jeder in Glaubenssachen seinen Mann stehen. Vor allem natürlich die Führer: Christus ruft ihnen zu: „Ihr zunächst sollt meine Zeugen sein“; zeugen können aber nur die, die selbst etwas erlebt, durchgekämpft und sich zu eigen gemacht haben. Am wichtigsten ist hier freilich die Lebensprobe! Das ganze Leben soll davon zeugen, dass es dem Verkündiger der Wahrheit mit seiner Verkündigung Ernst ist. Zu diesem Ernst gehört aber auch der Ernst der wissenschaftlichen Untersuchung, die Aufbietung aller geistigen Kräfte, und zwar handelt es sich um einen Kampf auf Leben und Tod. Hier heisst's: Wer mich begehrt, der giebt und wagt sein Alles dran! Man darf nicht sagen, ich will gewisse Zweifel an mich herankommen lassen, die andern nicht. Gewisse Grundsätze will ich ausser Diskussion stellen, sonst opfere ich meine innere und äussere Existenz. Aber wer einmal Wahrheit will und sie gar verkündigen will, muss sie wollen um jeden Preis; nur nichts festhalten wollen aus Furcht oder gar um den Preis der Ehrlichkeit! Es ist nicht davon die Rede, dass man Zweifel künstlich aufwecken soll. Zum Spielen sind diese Dinge nicht da, und wenn man diese Geister ruft, so wird man sie nicht wieder los, wenn man nicht stärker ist als sie. Aber ich rede aus der Voraus-

setzung, dass diese Kämpfe für jeden Denkenden ohnehin von selbst kommen: Er wird doch an KANT, SCHOPENHAUER, NIETZSCHE, an DARWIN und HAECKEL, an STRAUSS und RENAN, an TOLSTOI und BJÖRNSON nicht vorübergehen, an den einen nicht, weil sie zu gross sind, als dass man sie übersehen dürfte, an den andern nicht, weil ihre Lehre in den Gemeinden schon längst ihr Wesen treibt.

Dann aber müssen die, die Führer sein wollen, auch schon auf solchen Kampf vorbereitet werden. Schon die Studenten und gerade die Studenten sollen mitten in die Zeit- und Streitfragen hineingestellt werden; denn darum studieren sie. Der Kampf der Meinungen, so liest man oft, mag in der wissenschaftlichen Forschung weitergehen, aber davon braucht der Student nichts zu erfahren. So wäre es praktisch, wenn die Regierung, beraten vom Kirchenregiment und der Kirchenvertretung, dafür sorgte, dass nur besonnene, möglichst den Glauben der Kirche — der doch immer wieder siegen wird — vertretende Gelehrte zu Dozenten, zu Lehrern der zukünftigen Geistlichen berufen werden. Die andern mögen draussen bleiben und dort sich die Hörner abstossen oder den Weg ihrer Negation zu Ende gehn. — Das wäre in der That sehr praktisch, aber auch eine grosse Verführung für Streber und Ehrgeizige, sich auf die rechte Seite zu schlagen, wo Brot- und Ehrenstellen zu finden sind; die gläubige Theologie würde also bald selbst den Schaden einer solchen Massregel verspüren, da sie sich beim besten Willen der Mietlinge kaum würde erwehren können; zum andern würde es der Regierung, selbst unter solch vielseitiger Beratung, schwer

werden, festzustellen, welche Grenzen der Freiheit der Wissenschaft zu stecken wären; diese Absteckung würde vielmehr bald zur Sache der gerade herrschenden Partei werden, ein der Stetigkeit der Wissenschaft und der Kirche in gleicher Weise unerwünschter Zustand; vor allem aber zeugt solcher Vorschlag doch von voller Verständnislosigkeit gegenüber dem Wesen der Wissenschaft und ihrer Bedeutung für die Kirche. Wenn die Kirche überhaupt Wissenschaft haben will, muss sie diese auch ehrlich zu Worte kommen und sich aussprechen lassen, auch wenn sie in ihren Resultaten unsicher und schwankend ist. Menschliche Wissenschaft kann niemals Ergebnisse vortragen, die für immer unumstösslich feststehen; die Wissenschaft ist ein Suchen und kein Haben, sie ist ein Strom, der manchmal freilich etwas ruhiger fliesst und wohl auch einfriert, aber niemals ganz stillsteht. Meint man es ehrlich mit der Erforschung der Wahrheit, so muss auch der minder bequeme Teil gehört werden und sich vor den Studenten aussprechen dürfen. Ist der Standpunkt der „gläubigen“ Theologie wirklich der einzig oder ganz vorwiegend berechtigte, so müsste es doch um die Kirche schlecht stehen, wenn sich nicht immer in ihr junge Männer finden sollten, welche ganz ohne jede besondere Protektion auf demselben mühsamen Wege wie die andern Dozenten sich eine Stellung erwerben und von ihr aus den Glauben verteidigen und die ungläubigen Gegner widerlegen können. Dadurch, dass man immer nach staatlichen und pekuniären Hilfsmitteln, nach Richtungs-Professoren und Korrektoren der Fakultäten ruft, stellt man doch wirklich der geistigen Zeugungskraft, dem Glaubensmut und dem

wissenschaftlichen Eifer der gläubigen Kreise ein zu grosses Armutszeugnis aus.

Ein Armutszeugnis stellt man aber auch den Studenten aus. So sollen geistige Führer entstehen? Die Pfarrer haben heute in unserer Zeit, wo alle Begriffe ins Wanken kommen, wo Zweifel und Negation bis in die untersten Schichten der Bevölkerung dringen, einen verantwortungsreichen Posten: Sie müssen dastehen als Leuchten der Wahrheit, als durch die Wahrheit gefestigte Persönlichkeiten. An diese Stellen gehören nur erprobte Männer, die die Kämpfe und Zeit kennen und selbst in sich mit durchgekämpft haben, die auch den Mut eigener Ueberzeugung haben, wahrlich nicht jene bleichen Seelen, die vor jedem Wind die Segel streichen.

Die zarten Gestalten, die sich fürchten, dem Kampf der Geister auch nur zuzuhören, die die Kritik nur vertragen können, wenn sie immer gleich mit der Widerlegung an sie herankommt, mögen fromme Christen sein; aber an die Führerstelle gehören sie nicht. Will man sie auf der Universität von Kritik absperren, wo nun doch neben theologischen auch noch viel gefährlichere philosophische Vorlesungen gehalten werden, so kommen die Zweifel nachher im Leben häufig nach und dann mit doppelter Wucht mitten im Pfarramt, womöglich aus der Gemeinde selbst, und heischen sofortige genaue Antwort. Und wenn einer von solchen Stürmen ganz bewahrt bliebe, so preisen wir ihn darum doch nicht selig: Ein Pfarrer, will er die Not seiner Zeit kennen, soll das Ringen der Geister um die wichtigsten Güter mitspüren, mit darunter leiden und nicht abseits im Wege stehen, dem Kanonendonner von ferne zuhören und thun, als



ginge ihn die Sache nichts an? So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Es muss doch auch einem, der so ängstlich seine Seele in den Händen trägt, stets ein unheimliches Grauen vor der ungläubigen Wissenschaft begleiten, weil man immer nur Schauerliches von ihr gehört und ihr nie fest ins Auge gesehen hat. So entstehen denn diese Zerrbilder ungläubiger Professoren, die man so gern als Schreckbilder vorführt. Diese Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen. Das freilich wird man wünschen müssen — es ist aber auch reichlich dafür gesorgt —, dass immer in Deutschland Dozenten oder ganze Fakultäten vorhanden sind, wo man neben der linken auch die rechte Seite hören kann. Ich werde es nicht vergessen, wie mir ein Dozent aus RITSCHLS Schule den Rat gab: Gehen Sie nach Erlangen zu FRANK und hören unsern bedeutendsten Gegner. Solchen Rat wird freilich immer nur eine Richtung geben können, die zu der Macht der Wahrheit ein gutes Zutrauen hat und sich als die stärkere fühlt: die andere wird stets fürchten, dass ihre Schüler allzusehr „verdorben“ werden.

Wir wollen also gar nicht leugnen, dass es ein gefährliches Ding um das Studium der Theologie ist, etwa so gefährlich, wie wenn einer das Schlagen in der Schlacht selbst lernen soll, er kann dabei auch erschlagen werden<sup>1</sup>.

Und setzet ihr nicht das Leben ein  
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Das gilt auch für das ewige Leben!

---

<sup>1</sup> In diesem Sinne hat G. KRÜGER in der Christlichen Welt 1900 S. 805 geschrieben, der Beruf des Professors sei, die Seelen der Studenten zu gefährden. Hieran, sagt man, hätten die

Das giebt uns nun aber auch die Freiheit, ja legt uns die Pflicht auf, diese Dinge auch dem Laien in irgend einem Grade, in irgend einer Weise vorzutragen und den Kampf zum Teil auch in der Gemeinde auszutragen. Nicht erst in sie herein zu tragen, sage ich, denn sie sind schon reichlich darin. O ihr vorsichtigen Wächter, die ihr uns immer warnt, doch diese Dinge nicht vor die Gemeinde zu bringen und ihr den Frieden zu lassen, wisst ihr denn nicht, dass ganz andere Gedanken als wir sie bringen würden, ganz andere Zweifel als wir sie wecken können, schon in den Gemeinden umhergehen und Herz um Herz, Haus um Haus ergreifen? Kann man denn den meisten der Gebildeten überhaupt noch etwas nehmen? Sind sie denn nicht theils befangen von NIETZSCHE, SCHOPENHAUER, wenn sie ernster sind, von RENAN, HAECKEL, ZOLA, wenn sie oberflächlicher denken, oder sind sie nicht vielfach eine träge Masse, die überhaupt nichts mehr denkt und glaubt und der jede Aufrüttelung, jeder Geisteskampf, jedes Reden von Jesus und von göttlichen Dingen, möchte es noch so kritisch sein, eine Wohlthat wäre. Gesetzt, HARNACK hätte nicht das

---

Führer der westfälischen Provinzialsynode gedacht. Das ist etwas weit hergeholt, denn Giessen liegt in Hessen und untersteht nicht den kirchlichen Organen in Preussen; ferner ist das ein pointierter Ausdruck des einen KRÜGER, endlich und vor allem hat er doch deutlich entwickelt, was er sagen will: Er will die Studenten impfen für kommende Gefahr, damit sie dann um so fester stehen. Indem die Provinzialsynode das eine Wort herausriss, verunstaltete, verallgemeinerte, hat sie, um mich loyal auszudrücken, mindestens illoyal gehandelt — hat sie aber nicht an KRÜGERS Wort gedacht, so hat sie überhaupt keine Rechtfertigung für ihre Anklage, die recht geeignet ist, „die Seelen der Studenten zu verwirren“.

Wesen des Christentums, sondern eine neue minderwertige Religion verkündigt, einen blossen Abglanz des Wirklichen, das ihr allein zu besitzen wähnt, wäre dieser Schein vom Licht nicht als Lichtschein doch besser als die Götzendämmerung, in der die meisten dahinleben. Was die Gläubigen betrifft, glaubt ihr denn, sie wären euch so zahlreich zu euren nachgeholten Vorlesungen über das Christentum gekommen, wenn nicht HARNACKS Erfolg sie aufgerüttelt und veranlasst hätte, über diese Dinge wieder einmal nachzudenken. Ihr erntet, wo andere gesäet haben, und wenn jener nur Spreu im Winde bewegt hätte, so hätte er euch doch den Weizen in eure Scheuern geworfen.

Aber das arme Volk, das sollt ihr uns wenigstens in Ruhe lassen, ruft ihr uns zu. Wenn ihr es nur wenigstens selbst in Ruhe liesset mit eurem beständigen Gerede von ungläubigen Professoren, von denen ihr allerhand schreckliche Dinge erzählt, ohne jeden Versuch, verständlich zu machen, welch ehrliche Bestrebungen diese Männer auf so gefährliche Wege getrieben haben! Ist das denn nicht viel aufregender: Diejenigen, die weder hebräisch noch griechisch kennen, sollen Zeugnis darüber ablegen, dass in den biblischen Berichten keine Widersprüche sind, und vor denjenigen, die nicht wissen, wie der Kanon zu stande gekommen ist, ruft ihr, die Bibel in der Hand: das wollen sie uns nehmen, das wollen sie uns zerreißen, aber wir wollen es uns und euch nicht nehmen lassen! So schafft man rhetorische Effekte für Volksversammlungen, aber nicht die Vorbedingungen zu einem gerechten Gericht. Wer noch nicht weiss, dass aufrichtig fromme Schriften vielfältig unter fremdem

Namen verfasst sind, kann natürlich die Vermutung nicht verstehen, dass biblische Schriften „gefälscht“ sein sollen, und ist leicht zum Kopfschütteln und zur Entrüstung geneigt. Wer Legenden- und Mythenbildung niemals beobachtet hat, ist schnell mit der Rede vom Betrug bei der Hand. Aber wie soll das fromme Volk hier gerecht urteilen können, da selbst seine Führer der „ungläubigen“ Wissenschaft gegenüber in, wie wir gar nicht zweifeln, ehrlicher Entrüstung so unverständlich und unbillig urteilen können. Sie sollten doch wenigstens auf der Universität gelernt haben, wie schwierige Probleme hier vorliegen, und dass nicht einfach Unglaube, sondern sorgfältige Erwägung, die auch der Gläubige nicht so ohne weiteres wegschaffen wird, zu Kritik und andersartiger Stellung treiben kann. Solcher Unfug soll dann durch das Wort gedeckt werden: den Weisen und Verständigen ist es verborgen, den Unmündigen aber hat Gott es offenbart. Kann denn nicht auch ein Gelehrter sich als Kind fühlen vor Gott und ein Unmündiger auch vor Gott sehr unverständlich sein? Das ist doch dasselbe Schlagwort, das die Sektierer gegen die Pfarrer anwenden, womit sie ihnen das Leben so schwer machen, dass jeder Unverstand und jede Wahrheit sofort mit der himmlischen Weisheit, mit der Thorheit des Kreuzes in eins gesetzt wird. Historische und litterarische Thatssachen, auch die Thatssachen der religiösen und Kirchengeschichte, lassen sich nur wissenschaftlich untersuchen und feststellen, und nur dem ehrlichen Fleiss lässt es Gott gelingen. Dahin gehört nun auch die Entstehung der Bibel oder eine Einzelfrage wie die, ob schon Paulus das leere Grab gekannt oder nicht. Diese Dinge liegen



wirklich nicht so einfach, und wenn jemand das Gegenteil behauptet, der zeigt damit, dass er die Schwierigkeiten nicht kennt. „Mir bezeugt es der Geist, ob eine Bibelstelle echt ist oder nicht,“ sagte ein Volksschullehrer zu mir und in Kraft dieses Geistes erklärte er sofort die Stelle I Joh 5 7. 8, das berüchtigte comma johanneum, das man wider Luthers Willen in seine Bibel hineingebracht hat, für echt, während sich das päpstliche Offizium über diesen Punkt viel vorsichtiger ausgedrückt hat. „Der Schluss des Vaterunsers ist echt,“ sagte mir ein lieber verstorbener Pfarrer, „und wenn die ältesten Handschriften ihn nicht haben, so werden noch ältere gefunden werden, die ihn haben.“ Es giebt eben überall Dilettantismus, der sich seiner Unbefangenheit freut und glaubt, wer nicht gelehrt sei, der könne auch nicht verkehrt sein, und, weil das Wissen aufbläht, sich in seiner fröhlichen Unbefangenheit für bescheiden hält.

Die westfälische Provinzialsynode sieht mit Bedauern, wie separatistisch gerichtete Kreise ernste kirchliche Christen auf das Aergernis der ungläubigen Professoren aufmerksam und sie dadurch von der Kirche abwendig machen. **Müssen** denn aber nicht diese Separatisten und diese kirchlichen Christen solchen Anstoss nehmen, wenn ihnen immer wieder die kritische Wissenschaft von den Pastoren und jetzt von der Provinzialsynode als etwas Anstössiges hingestellt wird? Wäre es nicht richtiger gewesen, wenn man diesen Leuten schon in der Schule etwas davon gesagt hätte, dass ein Unterschied zwischen Bibelbuchstaben und Gotteswort sei, dass es Menschliches in der Bibel- und in der Kirchenlehre gebe, etwas gesagt hätte von dem Bleibenden und Vergänglichen,

vom Einigenden und vom Trennenden im Christentum? Wenn man aber den Leuten immer nur sagt: Dergleichen darf weder gedacht, noch gesagt, noch in der Kirche geduldet werden, so ist es hernach kein Wunder, wenn die Leute sich wundern, dass es doch in der Kirche geduldet und nicht mit einem Schlage herausgeschafft wird. Im übrigen zeigen gerade die Sektierer und Gemeinschaftsleute, dass auch unter dem Volke viele sind, denen man eigene Gedankenarbeit zutrauen darf; an kritischem Sinn und selbständiger Entscheidung fehlt es auch ihnen nicht; ein solcher bringt es unter Umständen trotz der bisherigen Herrschaft der Gläubigkeit ganz wohl fertig, wesentliche Punkte der Kirchenlehre anzugreifen und verliert dabei wohl seine Kirchlichkeit, aber noch lange nicht sein Christentum und seinen Glauben. Es giebt überall Leute, die starke Speise vertragen können, und denen darf man wohl auch hie und da etwas vom kritischen Salz der Wissenschaft vorsetzen; sie werden schon wissen, was sie davon vertragen können. Wenn wir es aber den Leuten nicht sagen, kommen andere Prediger und reden weniger vorsichtig mit ihnen: Sind nicht die Sozialdemokraten sehr eifrige, sehr radikale und sehr erfolgreiche Prediger? hören nicht schon Millionen aus unserem Volke auf sie, nicht nur unter den Arbeitern, sondern auch wohl Handwerker und Beamte, nicht bloss unter den Männern, sondern auch bei den Frauen, ja auch bei den Kindern, und wir sollen beständig schweigen, um die Gemeinden nicht zu verwirren, und warten, bis sie von andern so verwirrt sind, dass sie auf guten Rat nicht mehr hören?

Die Zeiten der Ruhe, der unerschütterten Autorität des Pfarramts sind vorüber, und das ist kein Schaden.

Denn wir sind dadurch gezwungen, die Kinderschuhe aus-  
 zuziehen und in ein männlicheres Christentum hinüber zu  
 treten. Unsere Aufgabe muss sein die Erziehung zur  
 persönlichen Selbständigkeit; die Pfarrer sollen nicht  
 von Professoren abhängig, aber auch nicht die Gemein-  
 den von den Pfarrern abhängig sein; ein jeglicher muss  
 seiner Meinung je nach dem Masse seiner Fähigkeiten  
 selbst gewiss werden. Jeder Lehrer muss suchen, sich  
 mehr und mehr überflüssig zu machen, auch der Kirchen-  
 lehrer, und die Gemeindeglieder müssen mehr und mehr  
 dahin kommen, dass sie sagen, wie die Samariter: Wir  
 glauben nun nicht mehr deiner Rede wegen, denn wir haben  
 selbst gehört und erkannt, dass dieses ist der Heiland  
 der Welt. Indem die wissenschaftliche Forschung an  
 ihrem Teil auf diese Entwicklung hindrängt, hilft sie, die  
 ursprüngliche protestantische, die urchristliche Forderung  
 des allgemeinen Priestertums wieder geltend zu machen,  
 und kommt also recht eigentlich einem dringenden Be-  
 dürfnis entgegen, das darum nicht minder Bedürfnis ist,  
 dass man seine Erfüllung lange als Gefahr betrachtet hat.

Ich weiss wohl, es handelt sich um ein Ideal, das  
 nicht mit einem Schlage erreicht werden kann; aber es  
 darf wenigstens nicht das Gegenteil als das Beizubehal-  
 tende und Wünschenswerte hergestellt werden. Unser  
 Ideal ist: die protestantische Kirche eine Gemeinschaft  
 von Männern und Frauen, die durch ihre Lebenserfah-  
 rung im Zusammenhang mit ernsthaftem Nachdenken  
 des ererbten Glaubens gewiss geworden sind, dass Gott  
 der Vater Jesu Christi in der That ein lebendiger Gott  
 und Heiland ist, dem man sich anvertrauen kann im  
 Leben und im Sterben; die darum auch bemüht sind,

ihren Kindern diesen Glauben lieb zu machen in der Hoffnung, dass sie die gleiche Entscheidung, die sie ihnen nicht aufdrängen wollen, auch ihrerseits treffen werden.

Es wird aber Zeit, dass wir auf dieses Ziel mit aller Kraft hinwirken. Wir dürfen uns nicht darauf verlassen, dass unsere Landeskirche schon um der lieben Gewohnheit und der staatlichen Stütze willen erhalten bleiben und ihrerseits die Religion erhalten werde. Es wühlen die Sozialdemokraten, es wühlen die Sekten, es wühlt Rom, in der geistigen Welt erheben sich Gegner des Christentums mit poetischer und beinahe prophetischer Begeisterung; was die Masse bei der Kirche hält, ist ja nicht mehr ihre innere Kraft, die Begeisterung des Volkes für das Evangelium, sondern gute Gewohnheit, das Bedürfnis nach religiöser Erhebung in einigen wichtigen Stunden des Lebens, der Wunsch, kirchlich getauft, getraut und beerdigt zu werden, und die Fürsorge des Staates, der bei seinen Beamten auf Kirchlichkeit hält; auch wohl das Beispiel, das manche in den oberen Ständen, manche aus wirklicher Frömmigkeit, manche aus Berechnung, nach unten hin geben. Dazu kommt noch ganzer oder halber Aberglaube; das Taufwasser, das Abendmahl, der Kirchgang, die Anwesenheit des Pfarrers helfen in Krankheit und Tod ex opere operato wie Zaubermittel. Fielen einmal die äusseren Stützen, käme es einmal auf eine persönliche Probe an, wie würde es bei uns aussehen? Nun ist es aber wirklich ernster Menschen unwürdig, diese Art von Fortexistenz der Kirche als eine Wahrheit, als eine Sicherheit, als einen Beweis für die Christlichkeit unseres Volkes anzusehen und auf diese Umstände hin sich in Sicherheit zu wiegen. Es fehlt ja



nun weder in der Kirche noch neben ihr, in den Sekten, an ernstesten Predigern, die auf persönliches selbständiges Christentum drängen, das gewohnheitsmässige Mitmachen mit kirchlichen Bräuchen für ungenügend erklären. Aber in Bezug auf die Lehre, die Glaubensform, auf das religiöse und sittliche Urteil, da wird so gut wie nirgend Selbständigkeit zur direkten Pflicht gemacht, zur Christenpflicht! Um so mehr aber gilt es dafür zu sorgen, dass innerhalb der Kirche selbständige Christen erstehen, die das Herz auf dem rechten Flecke, einen klaren Verstand und ein offenes Auge haben. Solches kann natürlich die Wissenschaft nicht allein schaffen. Aber wie gesagt, die Wissenschaft drängt zur Entscheidung, zur Prüfung, erzieht zum selbständigen Urteil, und darum gesegnet sei ihr Werk. Darum aber auch heran mit der Wissenschaft an die Kirche! Hier gilt es wissenschaftliche Vorträge zu halten, die auf gediegener Forschung beruhen und jedesmal wenig, aber das gründlich erörtern, dass keine halbe Bildung entstehe — Gelegenheit zur Aussprache, zur Debatte, zum Kampf der Geister, zur Aufklärung zu geben. Pflegen wir unsere Zeitschriften, die ein wissenschaftlich geklärtes Christentum verbreiten, die „Christliche Welt“, das „Gemeindeblatt“, aber auch das „Kirchliche Monatsblatt“, da es in seiner Weise auch Wissenschaft verbreiten will und durch den stetigen Hinweis auf die ungläubige Wissenschaft auf ihre Probleme aufmerksam macht. Auch in der Bibelstunde und im Konfirmandenunterricht kann mancher Baustein gelegt, mancher Keim eingesenkt werden. Hier bedürfen wir nun freilich mehr als irgend wo anders Pädagogen von Gottes Gnaden, die jedem das geben, was er brauchen kann,

die da wissen: es ist mir alles erlaubt, aber es frommt nicht alles; die niemals von der Wahrheit abweichen und für jedes Wort sich ganz einsetzen können und doch nicht jede wissenschaftliche Erkenntnis denen vortragen, die sie noch nicht vertragen können. Vor allem soll niemand die Kanzel zum Katheder machen; dort soll keine Theologie getrieben werden, weder liberale noch orthodoxe, auch keine paulinische und johanneische, sondern Religion, Geist und Leben, wie Jesus sie gelebt, gegeben und gepredigt hat, die warm und kräftig aus allen Schichten des Alten und Neuen Testaments herausquillt. Wer hier Steine giebt statt Brot, wer hier niederreißt anstatt aufzubauen, wer hier Streitfragen erörtert, anstatt Gottes Streit und seinen Frieden mit den Menschen zu verkünden, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn ihm die Leute wegbleiben und wenn sich ihm auch in den Häusern die Herzen nicht aufthun. Ebenso werden einem an Kranken- und Sterbebetten die wissenschaftlichen Nöte und dogmatischen Streitfragen vergehen, und man wird nur sorgen, dass Gott zu dem Menschen rede, ihn tröste und bei der Hand fasse; wiewohl es mir doch auch widerfahren ist, dass ich manchem, der sich auf dem Krankenlager damit quälte, dass er dies und das nicht glauben konnte, der Aufschluss haben wollte über das Jenseits, über Himmel und Hölle, eine wahre Wohlthat erweisen konnte durch den Hinweis auf das, worauf es ankommt, und durch das offene Bekenntnis, dass ich über die Zustände im Jenseits selber nichts wisse, als dass bei Gott Friede und Freude sei und die Gottlosen keinen Frieden haben. Aber schon vorher soll man den Gebildeten, allen denkenden Menschen es

sagen: dass das Christentum kein Resultat der Wissenschaft wegzuleugnen braucht, dass es selbst aber auch von keiner Wissenschaft widerlegt und überwunden werden kann, wie auch die Wissenschaft Gottes Dasein, Heiligkeit und Gnade weder beweisen noch bestreiten kann.

Hat das Christentum für sich selbst nicht die Verheissung irdischer Ruhe, so soll es noch weniger Beruhigungsmittel für die äusseren Verhältnisse ringsum werden: es soll sich nicht fühlen und führen als Stütze von Thron und Altar, von Besitz und Gesetz, von Gesellschaft und hergebrachten Sitten, obwohl es das alles sein kann; es hat wohl die Gabe, aber nicht immer die Aufgabe dazu. Es ist ein beliebter Kunstgriff, dass man kritische Gedanken und neue befreiende Gesichtspunkte in der Religion, namentlich wenn sie in volkstümlicher Form vorgetragen werden, verdächtigt durch den Ruf: „Diese da arbeiten auf den Umsturz von Staat und Kirche hin. Seht doch, wie die Sozialdemokratie sich ihrer Lehren bemächtigt.“ Mit solcher Rede kann man heutzutage, wo die Sozialdemokratie eine gewisse Gefahr bedeutet und wo sie noch über ihre wirkliche Gefährlichkeit hinaus gefürchtet wird, grossen Eindruck in den oberen Regionen erzielen und selbst solche Kreise gewinnen, welche sonst für sich eine liberale Auffassung in Anspruch nehmen oder der Religion kühl, ja ablehnend gegenüberstehen. Das Wort des verstorbenen Kaisers Wilhelm I.: Dem Volke muss die Religion erhalten werden, wird ja meist in dem Sinne gemissbraucht, dass man sagt: das Volk muss Religion haben, damit es in Schranken gehalten wird, und zwar eine möglichst massive Religion, weil die am kräftigsten wirkt. Man ruft

also damit dieselben Leute zur Hilfe, welche auch die römische Kirche schätzen und stützen, weil sie eminent staaterhaltend sei, und lässt es sich gefallen, dass dabei Rom natürlich an erster Stelle genannt wird, als welches eine viel massivere Weltanschauung und einen viel kräftigeren Einfluss auf das Volk übt. Von diesem Wind, wahrlich nicht vom Wehen des Geistes Gottes, sind die Segel der kirchlichen Rechten heutzutage geschwellt. Dieser Wind ist genau so stark wie die Angst vor dem Zusammenbruch, und weil er aus der Angst geboren ist, darum hat er nur beängstigende und ertötende Wirkungen. Wenn wirklich der Hauch Gottes durch die Lande geht, das spürt man wohl und wirkt ganz anders: dann wachen die Geister auf, eine fröhliche Zuversicht, ein mutiger Glaube regt sich; es ist eine Lust, zu leben. Darnach sieht es heute im allgemeinen nicht aus. Es ist allemal ein klägliches Schauspiel, wenn nicht die Religion die Menschen, sondern die Menschen die Religion erhalten sollen, nicht so sehr um der Religion willen, sondern damit die bisherige kirchliche, staatliche und gesellschaftliche Ordnung erhalten wird. Religion aber will ganz und gar souverän sein und keiner andern Macht dienstbar werden, frei und königlich spendet sie ihre Gaben dem, der ihr geistesverwandt ist. Religion ist auch garnicht in erster Linie eine Staat und Kirche erhaltende Macht, dazu ist sie viel zu lebendig. Unter ihrem Hauch da schwellen die Flüsse, stürzen die Brücken, donnern die Lawinen; die Religion geht auf den Grund der Dinge, und wie sie Völker, Kirchen und Staaten gründen und stützen kann, so kann sie sie auch von Grund aus umstürzen. Die christliche Religion trat vor die jüdische Kirche und



sprach: Ich will den Tempel Gottes abbrechen und in drei Tagen einen andern bauen, der nicht mit Händen gemacht sei. Sie rief dem Volke zu, das nach Jerusalem und nach Garizim wallfahrtete: Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, dass ihr weder auf diesem noch auf jenem Berge anbeten werdet: Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Sie stürzte die heidnischen Tempel und Götterbilder, sie verweigerte dem Kaiser die Anbetung und lehrte die Leute den unbekannten Gott anbeten. Auch die Reformation war Revolution gegenüber altgewohnten hirschlichen und staatlichen Anschauungen. Zur Reformation gesellte sich, durch sie befreit, die nunmehr gleichfalls souverän auftretende Wissenschaft — von dieser Verbindung wird noch zu reden sein. Wo sich aber die freie Religion, die die Wahrheit verkündet, und die freie Wissenschaft, die das Wirkliche zu erkennen sucht, verbinden, da soll niemand diesen Bund stören wollen; auf die Dauer kann keine Macht der Erde diesem Bund widerstehen, auch nicht Staat und Kirche.

Lässt man ihnen aber Freiheit, so erweisen sie sich wirklich als bauende, belebende Himmelskräfte, als Säulen von Staat und Kirche. Denn sie schaffen, was jede menschliche Ordnung fester gründet als Fels im Meer: die Liebe des freien Mannes. Gerade unser Preussen hat dadurch eine überaus einzigartige Rolle in Europa gewonnen, dass es Freiheit der Religion und der Wissenschaft auf seine Fahne schrieb und zu seinem Grundgesetz machte; und als Preussen am Boden lag, da haben Männer wie SCHLEIERMACHER und FICHTE mit ihren Reden über die Religion und an die deutsche Nation uns wieder

aufgerichtet; so sind sie zu Säulen des Staates geworden; dass sie Säulen der Orthodoxie gewesen, kann man doch gewiss nicht sagen. In einer Zeit grösster Zerrissenheit haben die Heroen der Geistesfreiheit, wie LESSING, HERDER, GOETHE und SCHILLER, und nicht am wenigsten KANT, die Nation zusammengehalten und innerlich gekräftigt, und wenn sie nicht gewacht hätten, wäre der Traum vom Deutschen Reich immer ein Traum geblieben. Was uns aber heruntergebracht und geschwächt hat, das waren die erbitterten Kämpfe der Konfessionen, bei denen wohl Luthers Name und Luthers Lehre, aber nicht Luthers Geist mitstritten, und die geisttötende Herrschaft des Orthodoxismus, während der Pietismus für unser Volk wohl ein heilsames Salz gewesen ist, das aber für Staat und Kirche eben so sehr zersetzend als erhaltend wirkte.

Die Religion ist so zur politischen Parteisache, dann zur Privatsache des einzelnen geworden und hat damit den Zusammenhang mit den Bedürfnissen und Bestrebungen der Volksseele, die führende Stellung unter den Mächten, die die Weltgeschichte bestimmen, verloren. Darum wurden die Konfessionen, die Vertreterinnen parteiischer Religion, wie man richtig sagt: die „Religionsparteien“, im Westfälischen Frieden zur Ruhe und zu gegenseitiger Duldung verwiesen. Alle bekamen Recht oder keine: und in der Konsequenz lag schliesslich der Gedanke: der echte Ring vermutlich ging verloren. Jedenfalls hatte Religion jetzt nicht mehr entscheidend mitzureden. In den Kämpfen Friedrichs des Grossen und Napoleons, auf dem Wiener Kongress kam dann auch die Religion ehrlicherweise nicht mehr in Frage, ihr Anteil am Wiederaufbau Preussens wurde politisch nicht

eingeschätzt, und hernach war sie gut genug, die grosse Polizeiverwaltung Europas zur „heiligen Allianz“ zu stempeln. Bisher hat sich die Religion nicht wieder zur führenden Grossmacht erheben können: vielmehr scheint sie beständig um den Schutz des Staates betteln zu müssen. Die einzige Ausnahme bildet die politische Macht der deutschen Zentrumsparthei, die nicht gerade allen als ein Sieg echter Religion erscheinen wird. Wir bedenken noch einmal genauer, wie das kam, und gelangen so zum eigentlichen Kernpunkt unserer Betrachtung.

### III.

Es entspricht also der Würde der Religion, als der höchsten und unmittelbarsten Beziehung des Menschen, dass sie da, wo sie auftritt, im Menschenherzen oder im Volks- und Völkerleben, die höchste, die bestimmende Macht sein will. Ihrer ist das Reich, die Herrschaft Gottes; sie will, dass die vor Gott Demütigen die Erde besitzen, die Welt beherrschen. Sie kann nicht eine Macht unter andern sein, noch um Duldung betteln: das kann wohl eine Konfession, aber nicht die Religion. Darum lehrt sie den Menschen dulden, damit sie keine Duldung mehr brauche, wie sie selbst durchaus unduldsam ist allem unheiligen Wesen gegenüber. Hingegen will sie alles echt Menschliche nicht bloss anerkennen, sondern in ihren Dienst nehmen; jedoch als die Freie, die nur freien Dienst kennt, will sie alles echt Menschliche in seiner Weise sich bethätigen lassen, als die Wahrhaftige will sie gesunde, natürliche, ehrliche Entfaltung jeder menschlichen Kraft. Ursprünglich war sie eine nationale Sache: Gott

war der König Israels, schützte und stützte die israelitische, die jüdische Nation. Dann als das Judentum sie erniedrigen und zum Diener und Lohnzahler der Kinder Abrahams machen wollte, da verliess Gott seinen Tempel; die Religion ging in die weite Heidenwelt, unterwarf sich griechisches Denken, römisches Recht, germanische Mannentreue, alles Dichten, Denken und Trachten der europäischen Völkerwelt und verwandelte es in eine grosse civitas Dei. Im späteren Mittelalter erhob sich unter der Hülle antiker Denk- und Lebensformen die moderne Kultur: sie hätte mit der alten Welt auch das Christentum umgestürzt, wenn nicht in Luther die neuverjüngte Religion sich an die Spitze der Bewegung gestellt und in der Reformation die neue Zeit erst recht heraufgeführt hätte. Vorher waren die Herzen der Menschen geteilt; sie lebten mit halben Herzen auf der Erde und halb im Jenseits, und ebenso führte die Kirche ein irdisches Regiment und wollte in Klöstern und Kirchen ein himmlisches Leben führen. Die Reformation aber ward die Führerin all der gesunden Regungen, die sich auf Erden mit ganzer Kraft bethätigen wollten, und nannte weltliches Regiment, Beruf und Arbeit im Hause den wahren Gottesdienst. Zu solcher Arbeit gehört nun auch die Wissenschaft; darum zunächst gesellte sich der Humanismus freudig zur Reformation; aber mehr noch: durch die Freiheit des Christenmenschen, der ein freier Herr ist aller Dinge durch den Glauben und niemand unterthan, ward die wissenschaftliche Freiheit erst ausgelöst und bekam zum guten Wissen ein gutes Gewissen. Denn die Reformation lehrte den Menschen, nicht gehindert und nicht gestützt durch irgend eine



Autorität, vor Gott zu treten; der so auf sich gestellte Menscheit, der gelernt hatte, Gott ins Auge zu sehen, gewann damit zugleich den Mut, um so mehr alle irdischen Verhältnisse selbständig zu untersuchen. Dieser Konsequenz sind sich freilich die Führer der Reformation kaum bewusst geworden; ihre Epigonen haben sie erschreckt zurückgewiesen; durchgesetzt hat sie sich darum doch: die freie weltliche Wissenschaft ward mehr und mehr zur Führerin des modernen Geisteslebens. Dass aber die Kirche der Reformation ihr Kind nicht wieder-erkannte, das war der Hauptgrund, warum sie ihre Herrschaft verlor. Im Rationalismus hat sie dann versucht, Vernunft und Offenbarung in Einklang zu bringen; aber damals verkannte man das Wesen der Religion und wollte sie unter abstrakte Vernunftforderungen beugen; trotzdem hat der Rationalismus, der eine schlechte Theologie war, unserem Volk zu einer nicht üblen nüchternen Religion für den Hausgebrauch verholfen. Einen zweiten Versuch unternahm mit viel tieferem Verständnis nach dem Vorgang HERDERS u. a. SCHLEIERMACHER, unter dessen Einfluss die ganze neuere Theologie dankbar steht; aber es ist dieser Richtung noch nicht gelungen, ins Volk einzudringen, eben darum, weil sie zu viel geschichtliches Verständnis voraussetzt, noch zu viel Theologie ist. Erst wenn die Grundvoraussetzungen (nicht die Resultate) wissenschaftlichen Denkens Allgemeingut des Volkes werden, wenn unsere Gebildeten tiefere und geistige Interessen bekommen, und, was wichtiger ist, wenn das ganze Volk, ich meine nicht die Masse, sondern Persönlichkeiten mit volkstümlicher Art, voll kräftigen gesunden Lebens, voll Mutterwitz und natürlichem Menschen-

tum herzlich zugethan, einfachen und doch sinnigen, tiefen Gemüts, wenn in solchen Leuten das Volk den Kampf um die neue Form der Religion mit aufnimmt, erst dann kommen wir zu einer volkstümlichen und zu einer sieghaften Religion, wird Religion wieder eine Grossmacht im Volksleben. Jetzt können wir nur die Richtungen aufzeigen, in denen die wissenschaftliche Denkweise uns vorwärts helfen kann.

Denn die Forderung bleibt bestehen: Erst wenn das Christentum die Wissenschaft auf ihrem Gebiet voll anerkennt, kann das Christentum auch wieder werden was es früher war und heute nicht mehr ist — eine Kulturmacht. — Wie soll ein Christentum in der heutigen Kulturwelt Gehör erlangen, wenn es den heute wirksamen und berechtigten Bestrebungen des Menschengeistes fremd oder feindselig gegenübersteht, wenn es etwa auf Grund der altisraelitischen Weltanschauung, die doch nur scheinbar auch die kirchliche ist, in die Erörterungen über die Entstehung der Arten und des Menschen, über das Alter der Erde, über Geschichtlichkeit einer Sintflut vorlaut und unberufen mitreden will? So wenig die dilettantische Philosophie eines HAECKEL über metaphysische Probleme entscheiden kann, so wenig kann die Religion über naturwissenschaftliche, über biologische oder geologische Fragen Bestimmungen treffen wollen. Die meisten wissenschaftlich gebildeten Christen machen denn auch hier Konzessionen, quälen dann aber auf der andern Seite die Bibel, machen aus sechs Tagen sechs Schöpfungsperioden, reden von einer partiellen Flut, wozu der biblische Text gar keinerlei Recht giebt, und so entsteht eine Apologetik, die keinen ungläubigen

und ernsten Zweifler bekehren wird und dem Gläubigen nur Angst ob der Schwächlichkeit solcher Verteidigung machen kann. Eine richtig orientierte theologische Wissenschaft wird Fragestellungen wie: Moses oder Darwin? Bibel oder Astronomie? gar nicht aufkommen lassen, weil die Propheten nicht über die Entstehung der Erde und des Menschen, die Naturforscher nicht über Gott und göttliche Dinge zu reden Auftrag haben. Jede geistige Grösse hat nur da Würde und Erfolg, wo sie zu Haus ist; begiebt sie sich auf ein fremdes Gebiet, so wird sie sofort unsicher und spielt eine lächerliche oder traurige Figur. Ein wahres Glück, dass KANT die Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele so gründlich abgethan hat, sonst würde die christliche Theologie wahrscheinlich heute noch mit diesem casus mixtus experimentieren: statt dessen ist heute weithin die Erkenntnis durchgedrungen, dass Gott und das ewige Leben Grössen sind, die man innerlich als wirklich, weil wirksam, erfährt und die eben dann ihre Herrlichkeit einbüßen würden, wenn man sie beweisen könnte.

Es soll übrigens nicht geleugnet werden, dass unser Glaube durch die Fortschritte der Wissenschaft, der Naturwissenschaft wie der theologischen, immer wieder aufs neue in Mitleidenschaft, auf neue Proben gestellt wird. Wird die Abhängigkeit des geistigen und sittlichen Lebens von gewissen Gehirnfunktionen dargethan, so wird sofort die Souveränität des sittlichen Willens und die Selbständigkeit des geistigen Lebens in Frage gestellt. Wird gezeigt, dass auch Jesus das Ende der Welt in nächster Zeit erwartet hat, so ist das bisherige Christusbild sofort entscheidend verändert, er erscheint

hinfort nicht mehr als unfehlbar und irrtumslos. Hierin soll nun aber gerade das Christentum seine Lebenskraft bewähren, dass es sich allen diesen Fragen und Zweifeln nicht entzieht, dass es auf jedes neu gestellte Problem mit Interesse eingeht, dass es nirgends die Spitze abbrechen und die Schwierigkeiten verwischen will, ja sogar jeden dieser Zweifel dankbar begrüsst, als welcher es zwingt, sich um so tiefer in seinen wesentlichen Gehalt zu versenken.

So gilt es auch bei jeder neuen ausserchristlichen und widerchristlichen Erscheinung zu fragen, nicht zunächst: Wie ist sie zu widerlegen? denn dann wäre sie umsonst für uns dagewesen, sondern: Was hat sie uns zu sagen, auf welche Fehler macht sie uns aufmerksam, worin hat sie recht, und welche Seiten unseres Glaubens können wir entfalten, um dem, was kräftiger Irrtum ist, die Spitze zu bieten?

So in steter Wechselwirkung mit dem Geistesringen unserer Zeit, stets von dorthier angeregt, nirgendwo unsachlich hereinredend, überall aber ihrem Berufe treu das Moment des Glaubens geltend machend, wird das Christentum, das hören und lernen kann, selbst auch immer mehr gehört werden.

Dies Verhalten wird auch von selbst das Christentum immer mehr in die Tiefe treiben und in die Höhe führen; es wird sich immer aufs neue auf die Grundlage seines Glaubens besinnen müssen, wird immer aufs neue wieder Gott suchen und sich ihn erobern müssen. Weil diese inneren Kämpfe aber die grössten und schwersten sind, darum werden dabei auch die besten und letzten Kräfte der Menschheit entbunden werden, innerhalb des



Christentums wird der Mensch das Menschenmögliche, ja das Uebermenschliche zu leisten vermögen, und so kann es nicht fehlen, wenn man nur ehrlich in diesem Kampfe bleibt, dass schliesslich das Christentum wieder die oberste, ja die Kulturmacht werden wird. Aber sind sie zahlreich, die Theologen, die ernstesten Christen, die wirklich mit NIETZSCHE gerungen haben, die den Reichtum GOETHES auszuschöpfen versucht haben, die die Zweifelsgründe von LESSING und STRAUSS ehrlich auf sich haben wirken lassen, die Physiologen und Psychologen ruhig und lernbegierig wegen des psychophysischen Parallelismus anhören, die von den Kulturhistorikern sich erzählen lassen über den beständigen Wandel der sittlichen Anschauungen, die auch die Lehre der Nationalökonomie beherzigen und den Wert der Vererbung, der Umgebung und Erziehung auf die Beurteilung der Sünde richtig abzuschätzen die Geduld haben, ehe sie nach einigen hiezu nicht bestimmten Bibelstellen eine Lehre von der Erbsünde konstruieren? Die Menschen werden erst wieder Christen werden, wenn die Christen lernen, Menschen zu werden und nichts Menschliches ihnen fremd ist. Statt aber wahrhaft menschlich denken zu lernen, haben wir viel leichter gelernt, dem allzu Menschlichen uns hinzugeben, nach äusserer Macht, nach staatlicher Hilfe, nach Ehren und Würden uns umzusehen und haben dem politischen Treiben das noch kleinlichere und kläglichere Schauspiel der Kirchenpolitik und der Kirchenparteien zur Seite gesetzt. Da aber hier das Christentum auf ein fremdes Gebiet tritt und die protestantische Kirche noch niemals Meisterin in der Kirchenpolitik gewesen ist, so kann man sich nicht

wundern, wenn die Mächte, die hier auf Erden zu Hause sind, der Staat und Rom, uns als unterwertig beiseite stellen, und geschieht uns solches ganz recht. Unsere Zukunft liegt auf dem Gebiete des Geistes, und hier kann uns die Wissenschaft die Bahn frei machen. Siegen werden wir freilich nicht durch sie, sondern durch die Grossmächte der Himmelswelt, die da heissen: Kindlicher Glaube, ernste und thatkräftige Liebe, Freude, Hoffnung, dazu Treue, Charakterfestigkeit, Wahrhaftigkeit und Tapferkeit — Tugenden, die u. a. auch in der wissenschaftlichen Arbeit gepflegt werden und notwendig sind.

Bahn schaffen kann die Wissenschaft dem Christentum aber vor allem dadurch, dass sie es auf den Boden der Wirklichkeit, den wirklichen Thatsachen gegenüberstellt, dass sie uns lehrt, was Traum und Dichtung und was harte Wirklichkeit ist. Zwar kommt Gott auch zu den Menschen durch die von ihnen geglaubte Wunderwelt; denn unsere Welt ist immer die, in der wir uns mit unserem Fühlen und Wollen bewegen, und eine geglaubte Welt bedeutet für den Menschen, der an sie glaubt, eine ebenso sichere wirkliche Welt wie die, die ihn thatsächlich umgiebt, die er aber nie zu sehen gelernt hat. Aber für unsere Zeit, die einmal aus dem dogmatischen Schlummer geweckt ist, die überall den harten Thatsachen ins Gesicht sehen will, die auch die geschichtliche Wirklichkeit und nicht ein ideales Bild der Vergangenheit geschildert haben will — für diese unsere Zeit muss auch ein Bild entrollt werden von dem, was sich wirklich auf Erden zugetragen in jener Zeit, da Gott mit den Menschen geredet haben soll von Angesicht zu Angesicht, da Engel erschienen und sangen und sprachen

wie die Menschenkinder, da der hl. Geist wie eine Taube herabgekommen und der Teufel Jesum auf die Zinnen des Tempels getragen haben soll. Welches war nun der wirkliche Verlauf?

Aber hier erwächst unserer Forschung eine Kritik nicht von kirchlicher, sondern von ganz anderer Seite her, von denen, die das Christentum, die Religion von historischen Thatsachen ganz losmachen möchten, auch von der Geschichte Jesu von Nazareth. Seit LESSING und FICHTE ist man geneigt, den Wert geschichtlicher Thatsachen der Vorzeit für das Glaubensleben späterer Tage zu leugnen; dazu tritt eine Skepsis, die nicht ohne Grund fragt: Lässt sich hier, wo so früh eine Uebermalung in den lebhaftesten Farben stattgefunden hat, noch das ursprüngliche Bild erkennen? Soll uns denn die Geschichtsforschung zur Frömmigkeit helfen, die doch immer nur zweifelhafte Resultate zu Tage fördert? genügt es nicht, dass die frommen, beglückenden, heiligen Gedanken des Christentums von Menschen gehegt und gepflegt wurden und zu uns gekommen sind? genügt es nicht, dass die Menschheit ein solches Idealbild wie das Christi kennt, vielleicht ganz frei aus sich heraus geschaffen hat? Denkt doch an den idealen Menschen, den Plato und Seneca so begeistert, so anschaulich malen, ohne Jesum gesehen zu haben; denkt doch daran, dass zumal auch die überwältigende Mehrzahl Christum lieb hat, ohne ihn gesehen zu haben! Ist nicht der geschichtliche Christus die mächtige Gestalt, die durch die Geistesgeschichte der Menschheit mit Siegerschritt ernst richtend und freundlich segnend dahinschreitet, so etwa wie die Gestalt der Himmelskönigin,

in der die katholische Kirche die Macht der mütterlichen Liebe, der Keuschheit und Liebe personifiziert hat? Dass ein solches Idealbild, wenn es fest geglaubt und glühend verehrt wird, eine gewaltige geschichtliche Grösse ist, die die Herzen trösten und aufrichten, die Völker und Könige bestimmen kann und Heere und Schätze zur Verfügung hat, zeigt eben dieses Beispiel. Ein gewaltiges Stück Menschheitsgeschichte ist die Himmelskönigin gewiss und von grösserer Wirklichkeit als irgend ein einzelner Mensch unter uns. Ob Petrus in Rom war, ist von sehr geringer Bedeutung; aber dass der dortige Bischof sein Nachfolger sein wollte, ist eine welterschütternde Thatsache geworden. Sollte es mit den biblischen Gestalten anders sein? Mag ein Abraham gelebt haben oder nicht — und solange die Steine schweigen, wird kritische Forschung darüber nie eine sichere Antwort geben —, ist nicht auf jeden Fall für die jüdische und christliche Religion unendlich viel wichtiger jener Mann, der sein Bild auf Grund älterer Traditionen mit so sinnigem Griffel gezeichnet, dass er für alle Zeiten als ein leuchtendes Vorbild sieghaften Glaubens dasteht? Könnte es nicht mit Christus ebenso sein? Diese Frage hat etwas Erschreckendes, vielleicht aber auch etwas Beruhigendes. Wenn Christus nur das Gegenbild meiner besten Ideale wäre, die Personifizierung meines Glaubens, auf dessen Verwirklichung ich hoffe, wer kann mir meine Ideale nehmen, was habe ich hinfort mit der geschichtlichen Wissenschaft zu schaffen?

Dann hätte freilich die Geschichtswissenschaft eine völlig freie Bahn, wäre aber auch eine ziemlich harmlose Beschäftigung. Die Sachen liegen doch anders; das Ge-



schäft der Wissenschaft ist hier viel verantwortungsreicher und ernster; denn jene Gestalten sind doch von den Autoren dargestellt und von den Lesern aufgefasst als Menschen, die wirklich auf der Erde wandelten, und nur darum sind diese Gestalten wirksam geworden, weil sie so dargestellt und aufgefasst wurden. Selbst der Held eines Epos wird doch dann nur wirklich mehr als ein blosses Ergötzungsmittel, wenn er in so lebhafter und so packender Lebenswahrheit geschildert wird, dass man unwillkürlich an seine Wirklichkeit glaubt. Uns ist es nun nicht mehr gegeben wie den geschichtslosen Menschen des Altertums und des Mittelalters, ohne weiteres Gestalten, die uns durch Ueberlieferung lieb oder wichtig geworden sind, in die Wirklichkeit der Menschheitsgeschichte einzutragen. Und doch wollen wir ebenso mit wirklichen leibhaftigen Menschen von Fleisch und Blut zu thun haben, denn bei den Kämpfen, die wir hier auf Erden durchzumachen haben, ist es uns nicht gleichgültig, ob wir Vorgänger und Vorbilder unseres Glaubens gehabt haben, die wie wir gelitten, wirklich gelitten und obgesiegt haben. Vor allem bei Jesus kommt es darauf an, ob Gott uns wirklich so nahe, so in unsere Menschheitsgeschichte, in unsere Schwachheit eingetreten ist, wie er es im Menschen Jesus gethan haben soll. Die Weise, wie Gott mit der Welt verkehrt, verschiebt sich doch ganz deutlich, wenn die Patriarchengeschichte ausfällt, und wird ganz gewaltig anders, wenn nie ein Mensch wie Jesus gelebt hätte oder wenn Christus anders war, als es die evangelische Geschichte darstellt. Muss denn aber — und das ist die Frage, die mit Recht hier immer aufgeworfen wird — der Glaube warten, bis inzwischen

die Geschichtsforschung zu einem festen Resultat gekommen ist? soll er abhängig sein von den wechselnden Meinungen der Gelehrten? und was soll er machen, wenn eine Sicherheit nicht zu erzielen ist oder wenn eine seinen Glaubenstrieb verwirrende Anschauung augenblicklich herrschend würde? Der geschichtslos gläubige Mensch wird dadurch nicht beunruhigt, aber der nach Geschichte suchende und auf Geschichte hörende und namentlich auch der Geschichtsforscher selbst, von dessen Einfluss dann wieder so viel abhängt.

Zunächst darf man jedenfalls nicht die Augen verschliessen und wider das Gewissen nein sagen, sondern die Not, die darin für den Glauben liegt, mit durchmachen wie irgend eine andere Anfechtung. Dann aber gilt dieser Trost: Die Geschichte arbeitet nicht nur mit dem Buchstaben und einzelnen Berichten, die sich alle anzweifeln und vielleicht widerlegen lassen, sondern auch mit einem Gesamteindruck, den irgend eine geschichtliche Erscheinung auf uns macht. Wäre auch alles Mythos, was die Evangelien erzählen, wer ist es denn gewesen, der solchen Mythos um sich verbreitet hat? Wenn also für den Augenblick in einem skeptischen Stadium der Geschichtsforschung das schärfer umrissene Bild Jesu ganz verloren ginge, so müsste doch nicht nur der Glaube, sondern auch die Forschung Platz lassen für eine vorläufig fehlende Grösse und diese mit all den Eigenschaften ausstatten, die nötig sind, um einen solchen Reflex im Urchristentum, um das Urchristentum selbst, um den Christusglauben zu erzeugen. Dazu weiss eine wirklich vornehme Geschichtswissenschaft, die ihren Namen verdient, dass alles Grosse immer nur von Personen und

von einigen wenigen Personen ausgeht, dass eine so nachhaltige, einheitliche Bewegung wie das Christentum, so Vielgestaltiges sie auch mitreisst, nicht von vielen noch so braven und frommen Männern zusammengestückt werden konnte; kurz, das Christentum verlangt seinen Christus, wie die Glieder ein Haupt. Das einzelne freilich unterliegt beständig der Untersuchung. Man kann auch nicht jede dem Glauben lieb gewordene Gestalt durch solche Erwägung sicher stellen: so muss sicher etwas von der Frömmigkeit in Israel lebendig gewesen sein, wie sie den Patriarchen vom Erzähler zugeschrieben wird; aber die Zeiten, in denen jene Patriarchen gelebt haben sollen, liegen viel zu weit hinter dem Erzähler zurück, als dass sich hier noch auf ein sicheres Bild rechnen liesse. Jedenfalls: alles, was als wirksames, geistiges Leben zu uns herüberwirkt, ist irgendwann und -wie einmal wirklich gewesen, hat in wirklichen Personen seinen Ursprung, wenn sie auch nicht immer den Namen und das Gewand trugen, die ihnen die Ueberlieferung zuschreibt. Der Geschichtsforscher sagt sich das infolge bewusster Ueberlegung, der einfache Christ vollzieht diesen Rückschluss unmittelbar und ganz von selbst. Die Wissenschaft kann ihm hier nur infolge besserer Uebersicht und grösserer Erfahrung zu besserer Klarheit verhelfen.

In Wirklichkeit liegt nun aber die Sache nicht so, dass die Geschichte Israels und des Urchristentums der bestimmten Gestalten entbehrte; ist auch vieles unsicherer, als sich manch fröhlicher Geschichtserbauer von heutzutage denkt, dem die Phantasie das fehlende Material ersetzt, so sind doch genug redende Thatssachen vorhanden, und so lässt sich im grossen und oft auch im einzelnen

wohl ein Bild von den Anfängen unserer Religion zeichnen; nur will das Bild eben nicht immer mit dem übereinstimmen, das der Kirche lieb und heilig geworden ist.

So erhebt sich denn neben der Sorge wegen der Unsicherheit die andere nicht minder empfindliche, wie sich das Geschichtsbild des Glaubens mit der Wirklichkeit verträgt. Hier ist es ja nun wieder zunächst Pflicht, von der überlieferten und lieb gewordenen Gestalt abzusehen und sich auch vor dem neuen Bild nicht zu fürchten, das sich mit der Macht der Wirklichkeit aus den vorliegenden Thatsachen erhebt; ja, man wird ruhig daran gehen müssen, die uns gegebenen Linien fortzuführen und zu verbinden, auf die Gefahr hin, auch ein nicht ganz richtiges Bild zu zeichnen.

Doch wird auch hier eine besonnene Forschung sich sagen, dass Israel seine Geschichte, die Jünger ihren Meister nicht so ganz missverstanden haben können. Es wird also auch in dem Bilde, das die Kirche von ihrem Stifter, seinen Vorgängern und seinen Zeugen festgehalten hat, immer etwas wesentlich Richtiges stecken, das nur der geschichtskundigen Deutung und Uebersetzung bedarf, um seinen wahren Kern zu enthüllen. Gerade diese Betrachtungsweise ist es nun aber, mit der die Wissenschaft dem Glauben, dem sie so vieles zu nehmen scheint, ihre grössten Dienste thut, der bis in das unmittelbarste Glaubensleben hereinführen kann. Zunächst also führt uns die Wissenschaft aus der Zauberwelt der Ueberlieferung heraus, die, mag sie auch so stattlich und schön sein wie ein Dom, doch immer etwas Beengendes hat, wo selbst das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht. Wir haben das

Gefühl, dass wir in Gottes freie Natur treten, ein frischer Wind umweht uns, unser Fuss stösst an knorrige Wurzeln und harte Steine, Regen und Sonnenschein dringen ungehindert auf uns ein. Hier, so ahnen wir, muss uns auch der wirkliche Jesus in der Schar seiner Galiläer einmal begegnen, hier muss auch der wirkliche Gott im lebendigen Kleid der Wirklichkeit nahe treten.

Es ist keine Gefahr, dass des Wunders beim Hinaustreten in die Wirklichkeit weniger würde; es wird grösser, allumfassender, verliert den Charakter des Einzelnen und Zufälligen. Die Geschicke der Völker offenbaren eine grossartige Gesetzmässigkeit, die doch immer wieder viel Unerwartetes hervorbringt, was jeder Berechnung spottet. Und dies Unerwartete geschieht immer wieder durch grosse Persönlichkeiten. Diese Persönlichkeiten, auf die wir immer wieder hingeführt werden, sind die wahren Wunder Gottes in der Geschichte. Eine solche Persönlichkeit steht mitten in der Zeit und trägt ihre Züge, ja prägt den ganzen Charakter einer Zeit aus, und doch lässt sie sich nicht aus der Zeit erklären, sie ist weder das Produkt ihrer Eltern, noch der Umstände, noch die Addition der Vergangenheit, sie bricht hervor wie der Quell aus verborgenen Tiefen, aus den Tiefen der Menschheit wohl, aber aus dem Punkt, wo die Menschheit auf Gott, ihrem Grunde, ruht.

In der Herausarbeitung und Darstellung solcher Persönlichkeiten hat nun gerade die theologische Wissenschaft ihr Meisterstück geleistet. Sie stellt statt wunderthuender Heiligen, statt stilisierter Gestalten, wie sie etwa die Bücher der Chronik zeichnen, lebendige



Menschen vor uns hin, mit denen wir uns bei aller Unterordnung dennoch blutsverwandt fühlen, ohne doch den Charakter dieser Persönlichkeiten als der grosse Wunderzeichen der Weltgeschichte zu zerstören. Wie lebensvoll stehen jetzt die Propheten des Alten Bundes vor uns, die das Ungeheure auszusprechen wagen, was in der damaligen Welt unerhört war, dass ein Gott sein eigenes Volk vernichtet! Wie eigenartig und persönlich und doch wieder von höherer Hand geleitet erscheint uns ihr Eingreifen in die Gescheicke Israels!

Dem zagenden Hiskia ruft Jesaia zu, dass Gott Jerusalem schützen werde, und so wurde die Stadt nicht übergeben, trotz der Uebermacht des Feindes, und Sanherib musste unverrichteter Sache abziehen. So erweist sich der Gott Israels stärker als alle Götter der Völker ringsum, die sich vor Assur gebeugt hatten. Aber nun bestand die Gefahr, dass die Frommen und die Unfrommen im Volk sich auf das Wohnen Gottes in der Stadt, im Tempel, verliessen; aber Jeremias trat auf und rief ihnen zu: Ihr sollt nicht sagen: hier ist des Herrn Tempel, sondern bessert euer Leben und Wesen! und schuf so eine Gemeinde, die ihren Glauben nicht verlor, auch als der Tempel zerstört wurde, und in der Verbannung sich nicht verlor, weil sie gehört hatte von dem Gott, der nah und der ferne ist. Als die fromme Gemeinde verachtet war im fernen Lande und schier zusammenbrechen wollte unter der Last ihrer Schmach, während die Abtrünnigen sich behaglich einrichteten, während andere Völker ihre nationale Selbständigkeit erhielten und festhalten konnten, da zeichnete einer der tiefsinnigsten Propheten und Dichter aller Zeiten ihnen zum Trost

und zur Mahnung das Bild des leidenden Gottesknechtes, das ideale Gegenbild der Gemeinde, wie er mitten in seiner Schmach und eben durch seine Schmach den Abtrünnigen eine Busspredigt und Sühnopfer, den Heiden ringsum ein Licht, allen aber ein Wunder und Zeichen Gottes wird — ahnungsvolle Gedanken, die erst nach Jahrhunderten ihre wahre Verwirklichung finden und für das Christusbild der Kirche von durchschlagender Bedeutung werden sollten. Vorderhand schuf der priesterliche Prophet Ezechiel viel praktischer und äusserlicher das Bild und dadurch die Wirklichkeit eines Gottesstaates der jüdischen Gemeinde, die, so eng beschränkt ihr Gesichtskreis ist, doch die einzige Form war, in der sich der Glaube an den lebendigen Gott erhalten, die Frömmigkeit der Psalmen sich entfalten und nach dem Bild jenes Gottesknechtes heranwachsen konnte. Fort und fort haben dann die Propheten der nachexilischen Zeit den Mut dieser Gemeinde durch die Hoffnung auf ihre baldige Herrlichkeit wachzuhalten gewusst, und als Antiochus Epiphanes das Häuflein dieser Widerspenstigen, die seine Gottheit nicht anerkennen wollten, auszurotten gedachte, als Leviten und das Volk zu den Waffen griffen, verkündigte einer aus dem Kreise dieser stillen Gemeinde unter Daniels Namen, dass nun bald Gott selbst die Heiligen zur Herrschaft berufen werde; als Sinnbild diente ihm die überlieferte Gestalt eines himmlischen Menschen, den er von Gott mit der Gottesherrschaft, dem Reiche Gottes belehnt sah. In der That trugen damals die Gesetzestreuen, freilich doch mit Waffengewalt, den Sieg davon, und die priesterlichen Makkabäer nahmen den Thron Davids ein. Doch wurden auch

sie in die Wege und Irrwege der Politik verstrickt und kamen darin um. Als dann die Herodäer sich der Herrschaft bemächtigten — die Vorboten der römischen Herrschaft, da, nach zwei Jahrhunderten, nach dem Sturz des Staatswesens, als wiederum eifrige Patrioten zu den Waffen griffen und andere sich in ihre Gerechtigkeit hüllten, wies abermals einer aus jener Schar der Frommen, Johannes der Täufer, in erschütternder Busspredigt auf eine ähnliche himmlische Erscheinung hin und bereitete damit dem den Weg, den er nicht kannte, in dem aber die Seinen den gekommenen und wiederkommenden „Menschensohn“ anschauten, so dass nach der Erfüllung wieder ein neues Hoffen begann. Welche lebensvolle Kette von Persönlichkeiten im Wechsel der Zeiten, jeder gerade für seine Zeit wirkend und gerade ihr das nahe Ende verkündigend, mehr ahnend als bewusst darauf hinarbeitend, dass die im alten nationalen Staate geschaffene Gemeinde unter allerlei Krieg und Kriegsgeschrei bis zu dem hingeführt wurden, der ihr tiefstes Sein und Sehnen zur Erfüllung brachte und dabei doch durch sein ganz neues und einzigartiges Wesen die furchtbar engen Schranken, in die sich diese kleine Gemeinde notwendig hatte verstricken müssen, ohne dass er es vorerst selbst wusste oder wollte, zersprengte, und so wirklich zum Lichte der Heiden, zum Heiland der Welt wurde.

Das führt uns auf die wichtigste Arbeit der theologisch-historischen Forschung. Das grösste Geschenk der neueren Wissenschaft an die Kirche ist, sie mag es vorderhand nicht anerkennen, die Herausarbeitung des Persönlichkeitsbildes Jesu; hier wird zum erstenmal Ernst gemacht mit der Menschheit Jesu,

während die Kirche, trotz aller gegenteiligen Versicherungen, immer beim 'Doketismus', bei einer Scheinmenschheit stehen geblieben ist. Was ist das für ein Mensch, der stets vorher weiss, was ihm widerfährt, der niemals ehrlich fragen kann, weil er die Antwort immer schon vorher kennt, der, wenn er betet, zu sich selbst betet, der am Kreuz verlassen hängt und doch zur Rechten Gottes sitzt? Denn dies alles ist der kirchliche Christus. Die später beliebte Kenosislehre, die Lehre, dass sich der himmlische Christus, der wesentlich Gott ist, dieses seines eigentlichen Wesens entäussert habe, ist vom lutherischen Bekenntnis streng verurteilt und auch wirklich ein schlechter Ersatz der kirchlichen Lehre; sie lässt zwar für ein menschlicheres Lebensbild Jesu Raum und ist insofern heilsam gewesen, leistet aber am allerwenigsten, was sie soll; denn wie kann dieser Gott, der sich seiner Gottheit entäussert hat, den Menschen Gott offenbaren, Gott und die Menschheit einen, ein göttliches Opfer darbringen, da ihm bei allem dem ja die Gottheit fehlt — abgesehen davon, dass der Gedanke an eine Gottheit, die Christus ablegen kann wie ein Kleid, da sie doch sein eigentliches Wesen und in der That er selber sein soll, ein ungeheuerlicher ist. Machen wir aber Ernst mit der Menschheit Jesu, so wird er erst das, was er für uns sein soll. Er weiss nicht, was der kommende Tag bringt und muss vom Glauben leben wie wir und wird so der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Er verkündigt, wie jener Daniel, die nahe Herrschaft der Frommen und hofft sie in der nächsten Zeit zu erleben; so kann er auch nicht mit dem Kreuzestode als dem notwendigen Ende rechnen; denn gerade

als Glaubender muss er sagen: Wo die Not am grössten, ist Gottes Hilfe am nächsten; der Vater kann immer noch Legionen von Engeln zu seiner Hilfe schicken, dass nicht statt des verheissenen herrlichen Reiches das schmachvolle Ende, das alles in Frage stellt, hereinbreche.

Darum bittet er, der Kelch möge, wenn es möglich sei, noch einmal an ihm vorübergehen. Als keine Antwort erfolgt, ergiebt er sich still in Gottes Willen, der allein weiss, wo es hinaus will. Was würde alle diese Angst und dieser Kampf bedeuten, wenn ihm schon sicher sein Tod vor den Augen stünde und auch das andere, dass er schon übermorgen bei Gott in Herrlichkeit sein werde? Weit entfernt, dass diese menschliche Auffassung Jesu Kampf zu Gethsemane entwertete, wird er erst jetzt recht verständlich und wertvoll. Das Warum? am Kreuz zeigt, dass er noch bis zum letzten Augenblick nicht gewusst hat, wo Gott hinaus wollte, vielleicht, dass er noch bis zuletzt einen andern Ausgang für möglich gehalten hat.

Nach Markus, dem ältesten Evangelisten, war diese Frage nach dem Warum? sein letztes Wort. Ueber das Weitere hat er den Schleier einer tiefen Finsternis gezogen. Er weiss nur von einem letzten Schrei, den er als Siegeschrei auffasst.

Wir aber hören — nach der ältesten Ueberlieferung — nichts von der Antwort, die Gott ihm gegeben; dennoch hat Gott auch für uns nicht geschwiegen. Nach kürzester Frist ist Petrus, ist ein kleiner, dann ein grösserer Kreis dessen gewiss, dass der Herr lebt; ja, so lebenskräftig, so übermächtig erweist sich der Gekreuzigte, dass alsbald auch der gewaltigste Gegner



seine Uebermacht erfährt und vor der ihm erscheinenden Christusgestalt zu Boden stürzt und hinfort nicht mehr sich, sondern ihm lebt.

Ist das nicht unser Christus, der Christus, den wir brauchen? Ist nicht gerade an unserer Not das schwer, das unerträglich, das, was unsern Glauben auszurotten droht, dass wir auf unsere Bitte um Hilfe oft keine Antwort, keinen Trost bekommen, dass wir bei so manchem Leid kein Warum für unsere Qual sehen? Das ist der allgemeine Eindruck aller derer, die sich einen Gesamtüberblick über die Summe des Glückes und die Summe des Leides auf der Erde gemacht haben: Unendliches Weh und keine Antwort auf die Frage Warum? Verletzender, drückender ist noch die Erfahrung, wie so oft redliche Arbeit, ausdauernde Treue, mutiger Glaube, aufopfernde Liebe, die an eine gute Sache gewandt sind, vergebens erscheinen; die brutale Gewalt, die weltgewandte Klugheit oder auch nur die Macht träger Gewohnheit scheinen beständig den Platz zu behaupten und jeden gründlichen Fortschritt zum Guten alsbald aufzuhalten.

Da tritt nun Jesus in unsere Welt mit seiner siegesgewissen, beseligenden Verkündigung und erfährt dasselbe Geschick. Der Menschheit ganzer Jammer packt ihn an, aber er geht dabei nicht zu Grunde, sondern er hält an seinem Gott fest und ergiebt sich in den Willen seines Gottes. Er fragt seinen Gott um das Warum, aber verleugnet ihn nicht. Aber eben durch seinen Untergang ist der Sieg seiner Sache entschieden. So giebt er uns keine Lösung für die Rätsel der Welt, aber eine Losung: Unbedingte Hingabe an Gottes heiligen Willen, der gar nicht Gottes Wille wäre, wenn

wir ihn immer oder ganz verstünden. Auch giebt er uns nicht die Sicherheit, dass wir selbst den Erfolg unserer Arbeit, den Sinn und Zweck unseres Leides sehen; auch weiterhin werden die Vorkämpfer für Wahrheit, die Helden des Glaubens und der Liebe unterliegen; aber er macht uns nun dessen gewiss, dass der Kampf und die Treue im Leiden nicht vergeblich sind, dass ihr Sieg und ihr Segen sich zeigen, wenn wir vielleicht längst dahin sind, und dass auch die widerstrebenden Mächte helfen müssen, Gottes und unsern Triumph mit herbeizuführen. Wir mögen untergehen; Gott siegt gewiss. Das soll unsere Freude sein, der einzige Lohn und Erfolg, den wir erwarten.

Lukas hat die herbe Grösse des Todes Jesu dadurch gemildert, dass er — ob auf Grund besserer Kunde, wissen wir nicht — Jesu noch das Psalmwort: „In deine Hände befehle ich meinen Geist“ und die Anrede: „Vater“ in den Mund legt. Auch wir werden auf Grund des Kindschaftsgefühls, das Jesus uns ins Herz gepflanzt hat, die Zuversicht festhalten, dass auch unser eigenes Ich trotz des Todes bei Gott wohl aufgehoben ist, dass auch die Vollendung unserer eigenen Persönlichkeit zu Gottes Plan und Triumph gehört. Aber dadurch darf der gewaltige Eindruck der ersten Schilderung nicht verwischt werden, der uns von dem angstvollen Kleben an unserem Ich, von den armseligen Sorgen um die arme Seele losmachen und jenes Bewusstsein in uns herstellen will, das allein wahre Religion heissen kann: Gott soll allein zu bestimmen und Gott soll allein Ehre haben, und uns dazu ganz und willig herzugeben, ist unsere Bestimmung und Ehre. Diese unsere Ehre,

die stolze Freude, seinem grossen, ewigen Werke zu dienen, und die Freiheit von uns selbst, unserem Klagen und Zagen, das Siegesbewusstsein allen gottfeindlichen Mächten gegenüber — auch denen in uns selbst —, all das geht uns auf in unserer Betrachtungsweise des Sterbens Jesu; ich denke, sie hat uns nicht ärmer gemacht, sondern uns vielmehr eine Männlichkeit, Klarheit und Freudigkeit ermöglicht, wie sie uns gerade in unserer Zeit dringend not ist.

Ich will damit nicht die ganze Bedeutung des Todes Jesu ausgeschöpft, noch weniger den ganzen Sinn seines Lebens und Wirkens enthüllt haben. Ich will hier auch nicht den ganzen religiösen Ertrag der neueren Auffassung des Lebens Jesu vorführen. Ich will nur noch die eine Behauptung begründen, dass uns keine der grossen Heilsthatsachen verloren gegangen ist, wenn wir sie uns auch in einer anderen, in einer unserer heutigen Denkweiseentsprechenderen Form vergegenwärtigen. Oder ist uns nicht auch der Heiland geboren, sei es zu Bethlehem oder zu Nazareth, mag er aus Davids Samen stammen oder mögen wir, seiner Andeutung folgend, ihn lieber unabhängig von David als Davids Herrn uns vorstellen? Wir haben an ihm, was uns sein Leben und Wirken offenbart, und seine Grösse und Bedeutung wird uns weder verständlicher noch wunderbarer, wenn wir in das Geheimnis seiner Geburt einzudringen versuchen; so kann uns auch ein leeres Grab, das leerste und toteste, was es giebt, nicht das todesüberwindende Leben Christi bezeugen, sondern nur der Eindruck seiner kraftvollen Persönlichkeit selbst und die siegesgewisse Predigt seiner Zeugen, dasselbe also, worauf Paulus die Korinther ver-

weist. Wir wissen, dass man nicht durch Ortsveränderung zum Himmel fährt und dass der Geist nicht gebunden ist an Windesbrausen und Feuerflammen, wohl aber vertrauen wir, dass der Geist Christi die Welt erfüllen und den Sieg davon tragen wird. Ueber Christi metaphysisches Verhältniß zu Gott machen wir uns keine Gedanken, sie wären ja doch unzutreffend — Ausdrücke wie ‚Sohn‘, ‚sitzend zur Rechten‘ sind ja doch nur Bilder, dem menschlichen Leben entnommen; wohl aber haben wir geglaubt und erkannt, dass die ganze Fülle von Gottes Gnade und Wahrheit in ihm wohnte und dass Gott uns in ihm wahrhaftig aufgesucht hat und unter uns getreten ist, dass Gott uns in ihm so nahe gekommen ist, wie er Menschen nur kommen kann und wie er ihnen nahe kommen muss, wenn wir ihn fassen und ergreifen, wenn wir ihn lieben und ihm vertrauen sollen. Um an dieser Stelle noch einmal auf den Tod Jesu zu kommen: wir sind auf keine Sühnethorie eingeschworen, weder auf die, welche nach germanischem Rechte die beleidigte Ehre Gottes sichert, noch die, welche nach römischem Rechte das verletzte Gesetz durch Strafe zur Anerkennung bringen will; denn das Verhältniß zwischen Gott und Mensch lässt sich nicht völlig durch diese Rechtsanschauungen ausdrücken. Auch ist uns heutzutage der Gedanke an die Sühnkraft des Opferblutes von Tier oder Mensch nicht mehr so unmittelbar geläufig wie im Altertum, wir müssen uns diesen Gedanken selbst erst wieder vermitteln. Wir sehen auch, wie Paulus keine bestimmte Sühnethorie hatte, sondern in immer erneuten Wendungen bestrebt war, je nach den Gelegenheiten und den Gegnern, mit denen er zu thun hatte, immer neue

Gedankengänge versuchte, das, was ihm früher eine Thorheit und ein Aergernis war, als Gottes Kraft und Weisheit zu verstehen und zu verkündigen. Je mehr wir aber auf alle Theorie verzichten, das Leiden und Sterben Jesu unmittelbar auf uns wirken lassen, um so tiefer wird sein Eindruck auf uns sein. Wer wollte die Fülle beschämender und reinigender, anpackender und aufrüttelnder, tröstender und ermutigender Gedanken ausschöpfen oder einschränken durch irgend eine alte oder neue Versöhnungslehre? Es nützt wahrlich nichts, den Gekreuzigten in solch ein ausgehauenes Grab zu legen und darauf das Siegel des kirchlichen Dogmas zu drücken. Es wird beim genaueren Zusehen immer heissen: Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? er ist nicht hier. — Das Höchste, was das Christentum kennt, ist gewiss die unendliche Liebe Gottes, der des eingeborenen Sohnes nicht verschonte. Es klingt hier ein Ton an, den Luther in seiner volkstümlichen Weise wiedergegeben hat durch die Wendung: Es war bei ihm fürwahr kein Scherz, er liess sein Bestes kosten. Und doch ist es nicht schwer, zu zeigen, dass der Gedanke, wie Gott unter der Hingabe seines Sohnes auf Erden und ans Kreuz leidet, ein kräftiger Anthropomorphismus, eine nur menschliche Ausdrucksweise ist, die keine dogmatische Formulierung verträgt. Der Glaube an diese Liebe selbst aber bleibt uns, wenn wir auch auf diese Verdeutlichung und Vermenschlichung verzichten, ja, wir werden auch den Gedanken nicht fahren lassen, dass Gott, dessen eigentlicher Sinn und Zweck persönliches Leben ist, an allem persönlichen Leiden und Kampf in seiner Welt aufs innigste mit ganzer Hingabe beteiligt



ist. Der Gedanke des leidenden, mitleidenden Gottes ist sogar unserer Zeit viel näher als der des seligen Gottes, der sich bei aller Not der Menschheit hier unten droben ungetrübtester Seligkeit erfreut.

Ueberhaupt ist unsere Zeit und Richtung viel geneigter, auf jede Form einzugehen, die Menschen je gefunden haben, um das Geheimnis, das hinter der Welt und dem Leben liegt, auszudrücken. Wir sind nicht mehr der Meinung, dass wir eine auch nur uns vollständig befriedigende Form finden können. Wir sehen vielmehr in jeder dieser Formen einen Versuch, der eine für seine Zeit ausschlaggebende und dabei doch für alle Zeit wertvolle Lösung angestrebt hat. Umsomehr hüten wir uns heute, unsere Wünsche und unseren Geschmack in ältere Formen hineinzuzinterpretieren. Wir möchten jede Zeit ihre Sprache reden lassen und ihr zuhören, wobei wir freilich uns nicht verhehlen, dass man im Grunde doch immer mit den eigenen Ohren hört und eine fremde Sprache nur zum Teil versteht. Vor allem werden wir uns hüten, die biblischen Formen in einem uns etwas angenehmeren Sinn auszulegen, als wenn dieser der ursprüngliche wäre; haben sie doch ihre Kraft gerade in der Frische der damaligen überaus anschaulichen Denkweise.

Damit ist ein weiteres Verdienst der neueren wissenschaftlichen Theologie, das schon angedeutet war, nochmals berührt, dass sie mehr und mehr bestrebt ist, die grossen Persönlichkeiten zu begreifen dadurch, dass sie sie mitten in ihre Zeit stellt und daraus nicht ihr Wesen, aber ihre Weise zu erklären versucht. In dieser Umgebung suchen wir auch die biblischen Bücher, ihre Entstehung, ihre

Ausdrucksweise zu verstehen. Da ist überall nichts zu spüren von der Pietätlosigkeit einer zersetzenden Kritik, sondern von dem dringenden Wunsch, jeden Mann und jedes Buch an seinen ursprünglichen Platz zu stellen, in den Rahmen, in dem sie recht zur Geltung kommen. Wird ein Buch für unecht erklärt und in eine spätere Zeit gesetzt, so geschieht es nicht, um das Buch zu entwerten (was einmal wertvoll ist, bleibt wertvoll, auch wenn es ein Späterer gesagt), sondern um ihm ein besseres Verständnis abzugewinnen. Man thut ja einer Schrift keinen Gefallen, wenn man sie über die Köpfe der Zeitgenossen und über Jahrhunderte hinweg ausschliesslich zu einer ferneren Generation reden lässt; jeder Prophet und jede Zunge hat den Zeitgenossen etwas sagen wollen, ist aus der bitteren Not des Augenblicks geboren und verfocht sehr aktuelle Interessen. So wird das Trostbuch Jesaias 40 ff. erst verständlich in der babylonischen Verbannung, die nach Daniel benannte Offenbarungsschrift erst in den makkabäischen Kämpfen, die Mehrzahl der Psalmen erst in der nachexilischen Gemeinde. So versteht man das Johannesevangelium erst, wenn man es auffasst als Verteidigung des Christentums gegenüber den Grössen des beginnenden 2. Jahrhunderts, gegenüber den Juden und Judenchristen, die an der Gottheit Christi, dem Fleischessen und Bluttrinken der Christen Anstoss nehmen, deren Blick an dem Täufer hängt und die alles Heil von der Weise der jüdischen Reinigung erwarten, gegenüber dem Gnostizismus, der Christum nicht wirklich leiden lassen will, gegenüber dem Staat, der ein irdisches Gottesreich statt eines Reichs der Wahrheit fürchtet, und als die Verkündigung einer gehobeneren,

umfassenderen Christusanschauung gegenüber beschränkteren altchristlichen Anschauungen. — Von grösstem Wert für das Verständnis des ursprünglichen Christentums und seiner Schriften ist namentlich die Entdeckung und immer weitere Erforschung des Spätjudentums geworden, ein Werk, woran die Theologie der letzten Jahrzehnte unermüdlich und mit Erfolg gearbeitet hat. Es handelt sich nicht nur um besseres Verständnis der Parteien, die das Christentum bekämpft hat, der Täuferbewegung, an die Jesus anknüpfte; wir sehen auch, wie eine ganze Fülle von Vorstellungen von den Christen, die ja zuerst alle Juden waren, aus dem Judentum mit ins Christentum herüber genommen worden sind, wie auch Jesus solche fort und fort verwendete. Dorthier stammen die Engel und Teufel, sowie das Reich Gottes und das Weltgericht, der Messias und der himmlische Mensch, die Anschauung von Himmel und Hölle, vom Zwischenzustand und der Auferstehung, von himmlischen Stimmen und der heiligen Schrift, von Gesetz und Propheten, von prophetischer Entzückung und dämonischer Besessenheit. Dorthier hat nicht nur die Lazarusparabel ihre Farbe genommen, dorthier ist die ganze Enderwartung, das will sagen, die Grundstimmung des Urchristentums orientiert. Es ist die christliche Gemeinde ursprünglich eine messianische Sekte des Spätjudentums; andererseits trägt diese Gemeinde in ihrem Christusglauben wie in dem neuen Geiste, der sie beseelt, die Keime einer ganz neuen Religion in sich. Indem wir dies feststellen, haben wir aber an einer entscheidenden Stelle ein Stück Religionsvergleichung getrieben, also das gethan, was nun so ganz besonders unbesonnen und gefährlich sein soll.

Es handelt sich also um jene Betrachtungsweise, die aus der Vergleichung des Christentums mit andern Religionen das Christentum in seiner eigenen Art noch besser verstehn, im besonderen untersuchen will, welche Verwandtschaft zwischen einzelnen christlichen und den parallelen Erscheinungen in andern Religionen besteht, welche Momente das Christentum wohl gar aus andern Religionen übernommen hat. Die Einwände, die man gegen diese Betrachtungsweise erhoben hat, sind allerdings aller Beachtung wert. Durch solche Vergleichung, sagt man, stellt man von vornherein das Christentum auf eine Stufe mit den andern Religionen und entkleidet es seines Charakters als der einzigartigen Religion. Den Massstab, welche Religion die wertvollere ist, welche Anspruch auf einzigartige Geltung hat, müsst ihr doch wieder eurem eigenen, d. h. dem christlich gebildeten Urteil entnehmen; dabei könnt ihr euch niemals so in eine andere Religion, in der ihr nicht geboren und erzogen seid, hineinversetzen, dass ihr ein gerechtes Urteil bei der Vergleichung fällen könntet; ihr werdet immer parteiisch sein für das Christentum, wenn ihr nicht etwa um des Reizes und der Neuheit willen gegen das veraltet erscheinende Christentum Partei ergreift; äussere Aehnlichkeiten beweisen nicht immer Uebereinstimmung, da sie, im ganzen Zusammenhang angesehen, sich doch anders ausnehmen, als wenn man sie isoliert betrachtet. Strebt ihr nach Vollständigkeit und umfassender Weite eures Blickes, so bietet euch doch das Christentum in seiner reichen Geschichte eine kaum zu bewältigende Fülle religiöser Vorgänge und Zustände, unter denen keine Form fehlt, die sonst etwa auf Erden in andern

Religionen vorkommt. Was aber die Annahme von Entlehnungen wichtiger Momente aus andern Religionen betrifft, so liegt hier gerade das Verletzende für das christliche Gefühl. Wo bleibt seine Eigenart, wenn es grundlegende Gedanken und Vorstellungen entlehnt? ist es so wenig geistige Macht, dass es nicht im wesentlichen seine eigene Anschauungswelt hervorbringen konnte? Es ist ja doch eine Offenbarung, ja die Offenbarung, die ihre eigene Sprache zu uns redet. Oder man giebt zu, dass das Christentum fremde Bilder und Ueberlieferungen aufgenommen und in seiner Weise verwendet hat; was geht es uns dann aber an, was diese Bilder ursprünglich bedeuteten, jetzt sind sie die Ausdrucksformen für christliche Gedanken, und um diese handelt es sich für uns. Endlich macht man auf rein technische Schwierigkeiten aufmerksam: Schon eine rechtschaffene Kenntniss des christlichen Altertums zu erwerben, erfordert mühsame Arbeit; fremde Religionen zu studieren, erfordert weitgehende Forschungen und besonders Sprachkenntniss. Wer ist der Aufgabe gewachsen, alles das einzeln zu durchforschen und doch den Ueberblick über das Ganze zu behalten? Wir stehen vor der Gefahr eines Dilettantismus, der gerade auf diesem Gebiete am gefährlichsten ist.

Alles das könnte uns von der Arbeit abhalten, wenn sie nicht gethan werden müsste, wenn wir nicht schon notgedrungen mitten in sie hereingetrieben wären. Die Erwägungen, wie man zu einer Entscheidung über die beste Religion, über das Christentum als einzigartige Religion kommen kann, scheiden wir hier aus. Diese Entscheidung kann nicht wissenschaftlich gefällt werden, sondern ist Glaubenssache. Es kommt hier alles auf den



Beweis des Geistes und der Kraft an. Ernstlich kommt ja überhaupt nur der Kampf mit dem Buddhismus in Betracht, denn der Islam wird wohl noch viele Völker, aber nicht die Geister erobern. Der Buddhismus aber, mit dem wir zu kämpfen haben, ist nicht die Religion der Millionen in Ostasien, sondern eine Philosophie, eine asketisch - pessimistische Weltanschauung. Ueber eine solche Auseinandersetzung ist hier nicht zu reden, wohl aber muss hier die Behauptung vertreten werden, dass für die historische Forschung über die Entstehung des Christentums die Religionsvergleichung gar nicht zu entbehren ist. Das Christentum ist im Kampf mit andern Religionsformen erwachsen, wir müssen hier Rede und Gegenrede zu verstehen suchen; wer kann von Jesus reden, ohne die Pharisäer zu kennen; trieb der Paulus, der die Stadt der Athener durchging und sie allzu abergläubisch fand, nicht Religionsvergleichung? Ist nicht Justin ein Stoiker und ein Christ zugleich? Es ist doch wahrlich nicht schwerer, sich in die Stimmung des religiösen Stoizismus zu versetzen, in dem heute noch viele unserer Gebildeten leben, als in die enthusiastischen Anfänge des Christentums, deren Erforschung uns trotzdem aufliegt. Ich halte es für ein viel verwegeneres Unterfangen, auf das man sich doch immer wieder mit seltsamer Sicherheit einlässt, sich in die Seele Jesu zu versetzen und sein Selbstbewusstsein auseinander zu legen als beim Kampf der Religionen, die mit hundert Stimmen zu uns reden, verständnisvoll zuzuhören. Endlich aber dürfen wir schon darum nicht vor den fremden Religionen halt machen, weil die Vorstellungsreihen, die im Christentum gepflegt werden, in der That aus den älteren und

den es begleitenden Religionen herüberkommen, weil wirklich nicht nur Bilder und Ausdrucksweisen, sondern auch Stimmungen und Anschauungsweisen von dorthier übernommen sind. Eine Gestalt, wie der Menschensohn, die durch mehrere Religionen hindurchgegangen ist, ist wie eine eigene Persönlichkeit; sie wirkt trotz allen Wechsels immer in ähnlicher Weise auf die Menschen ein, die nach ihr ausschauen. Am deutlichsten wird das bei der Gestalt des Teufels; wie oft er sich auch gewandelt hat im Laufe der Jahrtausende, ob er auch vom Himmel auf Erden und in die tiefste Hölle gestürzt ist, er hat doch immer sehr konkrete, man kann sagen individuelle Züge behalten. Gerichtserwartung, Glaube ans Jenseits, an Sakramente, die Forderung der Wiedergeburt, ja die individuelle Ethik, die Selbstprüfung und der Gewissensernst, selbst das eigentümliche Bestreben, die höchste Gottheit in einer Person und dabei doch in dreifacher Entfaltung festzuhalten, sind vom Christentum nicht geschaffen, sondern übernommen, und wer diese Glaubensrichtung kennen und verstehen will, muss sie weiter verfolgen. Kann man ein richtiges Bild der Mystik oder der Gnosis entwerfen, wenn man nur die christliche kennt und die ausserchristliche Mystik und die vorchristliche Gnosis ausser acht lässt? Schon die so ungemein wichtige Behauptung, dass beides wesentlich christliche Erscheinungen seien, die früher doch ganz allgemein herrschend war, kann doch gar nicht anders korrigiert werden, als durch diese Ausdehnung der Betrachtungsweise; was wichtiger ist — aus den christlichen Offenbarungen und Dogmen werden Offenbarungen des religiös thätigen Menschengesistes überhaupt, theologisch

ausgedrückt, Offenbarungen Gottes an die ganze Menschheit. Sollte das für unsere Auffassung der christlichen Lehre so gleichgültig sein? Die Forderung der Religionsvergleichung wird noch einleuchtender, wenn wir bestimmte Beziehungen zu den antiken Religionen ins Auge fassen. Die Bedeutung des Spätjudentums für das Christentum wird zugestanden, obwohl damit die Religionsvergleichung im Grunde schon zugelassen wird. Das Spätjudentum aber ist sicher irgendwie abhängig vom Parsismus, und wenn alles andere zweifelhaft wäre, wie etwa die Herübernahme der Engel- und Teufelsvorstellungen von dort — dass der Glaube an Himmel und Hölle, an das Endgericht und den Erlöser dort zuerst, so weit wir sehen können, deutlichen und nachhaltigen Ausdruck gefunden hat, ist nicht zu leugnen. So steht jedenfalls der Parsismus da als ein kräftiges Zeugnis für das Vorhandensein dieser Vorstellungen, auch ausserhalb der „Offenbarungsreligion“, auf welchem Wege denn auch immer diese Vorstellungen ins Judentum übergegangen sein mögen. Diese Erkenntnis ersetzt vorderhand die besondere Einsicht über die Wege, die die einzelnen Vorstellungen gegangen sind. Sie verbindet sich mit der andern, dass der Glaube an Himmel und Hölle bei den Indern im Osten, im Westen bei den orphischen Mystikern, bei Plato und Pythagoras in selbständiger und doch verwandter Ausbildung sich vorfindet; es ist also das Judentum, das diesen Glauben ursprünglich nicht hat, von einem ganzen Halbkreis gleichgestimmter Jenseitsgläubiger umgeben, dessen Einfluss es sich auf die Dauer nicht entziehen konnte. Wenn wir das immer wieder von der Menschheit behandelte Thema vom Kampf des Lichtes mit

der Finsternis, des Frühlings mit dem Winter, in seinen verschiedenen Abwandlungen verfolgen, wenn wir Marduk, den babylonischen Frühlingsgott, mit der Tiamat, dem uralten Chaos kämpfen und aus ihrem Leib die Welt schaffen sehen, wenn wir zur Zeit, da das Christentum in das Römerreich einzutreten beginnt, überall Mithrasheiligtümer entstehen sehen, wo man den kriegerischen Lichtgott, den in der Höhle geborenen und von den Hirten begrüßten, sein Stieropfer zum Segen der Welt verrichten sah, so erscheinen uns die Bilder der Offenbarung Johannes als neue Variationen über ein altes Thema. Mögen wir in Bezug auf Ableitung der einzelnen Bilder noch so vorsichtig sein, dass auch die Mithrasreligion ihre Sakramente in Taufe und heiligem Mahle hat, dass der Eingeweihte der Taurobolien ein renatus in aeternum, ein für immer Wiedergeborener wird, derartiges darf von uns doch nicht unbemerkt bleiben, auch wenn es sich hier nicht um Entlehnungen, sondern um parallele Entwicklungen handelte. Die religiöse Menschheit ist eben eine Einheit, und man thut nie gut, hier zu isolieren: hinter dem Berge wohnen auch Menschen. Wie stark das Christentum durch die Anschauungsweise, also auch durch religiöse Stimmung der griechisch-römischen Kulturwelt, die sie zu überwinden berufen war, bestimmt und umgewandelt wurde, hat niemand deutlicher dargethan als HARNACK, auf den man sich meist bei der Warnung vor der Religionsvergleichung beruft und der allerdings in seiner Rektoratsrede am eindringlichsten auf die Gefahr des Unternehmens aufmerksam gemacht hat. Die Gnosis die akute Verweltlichung und die Kirche mit ihrem Dogma die allmäh-

liche Verweltlichung des Christentums, diese Betrachtungsweise stammt von HARNACK, und zu dieser Welt gehört auch ein guter Teil nicht nur der antiken Philosophie, sondern auch der antiken Religion. Im besonderen hat HARNACK zu wiederholten Malen darauf aufmerksam gemacht, dass auch das Heidentum seinen Gott und Heiland, einerseits in Asklepios, andererseits im römischen Kaiser hat, der zugleich den Frieden auf Erden darstellt. Von philologischer Seite ist in der Geschichte des Epiphanien- und des Weihnachtsfestes gezeigt worden, wie Christus zunächst an Stelle des Dionysos, dann des unbesiegtten Sonnengottes getreten ist; aber das Thema „Gott auf Erden“ und „der himmlische Christus“ hat noch viele Seiten, die erst der näheren Betrachtung harren.

Wir können aber jetzt schon eine Erkenntnis aussprechen, die, wie ich denke, von der grössten Tragweite ist: das Christentum hat überhaupt gar keine Vorstellung allein aus sich gebildet, konnte das auch gar nicht, weil es eine späte Religion ist, eine Religion, die in einer Zeit hochentwickelter Kultur und nicht als nationale Poesie eines jungen Volkes entstand und immer schon eine ausgebildete Vorstellungswelt vorfand. Andererseits hat natürlich auch das Christentum keine überkommene Vorstellung unverwandelt gelassen, weil es eben eine ganz eigenartige, selbständige und auf alles Fremde eifersüchtige Grösse ist. Den heidnischen Götterbaum fällen, dorthin eine christliche Kirche setzen und dann den heidnischen Gott als Heiligen aufnehmen, das ist ein Verfahren, das sich überall im grösseren und kleineren Massstabe wiederholt hat. An sich ist das Christentum ein nacktes Samenkorn, das ehrfürchtige und



selige Kindschaftsverhältnis zum heiligen und gnädigen Vater im Himmel, wie es wirklich geworden ist in und durch Jesus. Sobald aber dies Samenkorn in die Erde, in die Menschheit gelegt wurde, d. h. also schon damals, als es in dem Herzen Jesu wohnte, der ein Mensch unter Menschen wandelte und bei aller himmlischen Art mit beiden Füßen auf der Erde stand und ihre geistige Luft einsog, da nahm es von der Umgebung, von der Erde an, darin es gelegt wurde, und wie das Samenkorn gar nicht wachsen kann ohne die Säfte und Kräfte der umgebenden Erde und ganz von selbst ihrer Bestandteile voll wird, so widerfuhr es auch dem Christentum. Das Christentum hat keine rein immanente Entwicklung, denn sein eigentlicher Gehalt kann sich nicht entwickeln; aber wohl ist es zu immer neuen Völkern, Anschauungskreisen, zu immer neuen Generationen und neuen Menschheitsfragen gekommen und hat an der Entwicklung der Menschheit teilgenommen. Die griechische Kirche pflegt christlich-griechische Philosophie. Die römische Kirche ist das Römerreich mit dem pontifex maximus an der Spitze und Christus als dem Jupiter Capitolinus (dem sommo Giove, wie DANTE sagt): coelo tonantem credidimus Iovem regnare: praesens divus habitur Augustus (Horaz) — wieder ist es HARNACK, der diese Religionsvergleichung angestellt hat, — und der Protestantismus ist im wesentlichen die Religion der germanischen Völker; LUTHER hat das deutsche Herz und KANT das deutsche Denken dem Christentum vermählt; es lässt sich aber auch nicht leugnen, dass der furchtbare Hexenwahn und Teufelsspuk in der Christenheit gerade dann ausbrach, als der germanische Geist an Stelle des antiken im

Christentum die Herrschaft übernahm. Das ist eine Reaktion wesentlich deutschen Aberglaubens. Um ein freundlicheres Bild zu nennen: der Weihnachtsbaum gehört jetzt zum Weihnachtsfest beinahe wie ein häusliches Kultsymbol. Er ist aber ursprünglich der immergrüne Segenszweig, den der Hirte beim Einwintern vom Walde mit ins Haus brachte, wie die Zimmerleute Leben und Gesundheit mit einem solchen Baum auf das fertige Haus zu pflanzen glauben. Ein letztes Beispiel mag unser Heute und sein alltägliches Leben noch einmal mit den ältesten Anfängen verknüpft zeigen: Mitten in der abendländischen, in der heutigen Kultur und im kirchlichen Leben steht die seltsame Zeitbestimmung der Woche, und dabei stammen die Namen der Wochentage von den babylonischen Sterngöttern her, und die Hervorhebung des Sonntags rührt nicht nur von Christi Auferstehungstag, sondern auch von der Beziehung zur Sonne, zu Mithras her. Man sieht, wie sich Völkerpsychologie, Religionsgeschichte und Geschichte des Christentums ineinanderschlingen. Wer will nun kommen und die Fäden auseinanderhalten und sagen: Nur diesen einen wollen wir verfolgen, weil wir nur dem Christentum dienen wollen? Vielmehr thut die Religionsvergleichung dem Christentum den grossen Dienst, ihm seine Verwandtschaft mit dem gesamten religiösen Leben der Menschheit aufzuweisen und ihm zu sagen: Hebe deine Augen auf und sieh, wie alle Völker dir ihre geistigen Güter aus fernen Landen dargebracht und in deinen Schooss gelegt haben. Dir haben sie sie anvertraut, nun sind sie dein eigen! doch nun wisse, wie der ganzen Menschheit Glaubenskampf auf dich gelegt ist. In dir

lebt und in deiner Sprache redet das Sehnen, das Ahnen, die Hoffnung aller; der Menschheit Würde ist in deine Hand gegeben, dein Sieg ist der Sieg aller.

Freilich verleiht uns die Religionsvergleichung noch eine andere Erkenntnis, die den meisten allerdings als eine sehr verderbliche erscheint. Sind alle die Bilder, Vorstellungen, Ausdrücke und Lehren, in denen das Christentum sich ausspricht, nicht rein christliche Offenbarung, sondern verarbeitetes Material von mancherlei Menschenhänden zuvor gebraucht und dargereicht, so sind wir als Christen auch nicht durchaus daran gebunden. So wertvoll die Gaben sind, die die Weisen aus dem Morgenlande dem Christkind darbrachten, der erwachsene Christus hat ohne sie durchs Leben gehen müssen.

Aber auch abgesehen von der religionsvergleichenden Betrachtungsweise, lehrt uns schon die Geschichte der christlichen Kirche allein, wie sehr die Formen gewechselt haben, wie die Ausdrücke und Lehren vielfach geblieben, wie verschiedenen Sinn man aber beständig damit verbunden hat. Wie vielfältig ist der Ausdruck Rechtfertigung gedeutet worden von Paulus, von Jakobus, von Lukas, in der Scholastik und von Melanchthon. Die Vorstellung von den drei Personen in der Gottheit musste bei den Griechen, die meist Hypostase (Substanz) sagten, eine andere sein als bei den Römern, die persona sagten und damit doch nicht den Begriff der Persönlichkeit verbanden, den wir heute davon haben. Ohne diese Formen, ohne Ausdruck kann ja das Christentum nicht sein: aber wir sehen immer deutlicher, wie darin das Wesen der Sache nicht bestehen kann. Alle diese Dinge sind wie Jesu Kleider; Heilkraft ging von ihnen aus,

aber trotzdem hat man sie ihm abgenommen oder er hat sie im Grabe zurückgelassen. Es wäre Reliquienkult, wollten wir sie für immer aufheben oder gar anbeten, auch wenn sie zu zergehen drohen. Statt darüber zu trauern, sollten wir uns unserer Freiheit freuen. Nicht dass wir die überlieferte Form verachten wollen; sie hat zu ihrer Zeit ihren Dienst gethan, thut ihn heute noch, und mancher wird Christum nicht wiedererkennen, wenn er ihn nicht im alten Gewand sieht. Gern werden wir uns auch selbst noch an die alte Form halten, die Grössere und Bessere als wir, die klassische Meister gebildet haben, solange wir sie ehrlich als Ausdruck unseres Glaubens gebrauchen können. Wir sollen hierin auch nicht zu ängstlich sein: haben andere Geschlechter wechselnd ihre Gedanken in diese Formen und Ausdrücke gekleidet, so dürfen wir es auch, wenn wir wissen, was wir thun und keine Falschmünzerei treiben wollen. Thun doch Orthodoxe und Pietisten, Katholiken und Protestanten gleich also: es soll nur niemand denken, dass jemand die alten Ausdrücke wie Gottes Sohn, Reich Gottes, Kirche, Heilige, Gerechtigkeit Gottes, Versöhnung, Seligkeit in demselben Sinne brauchte, wie man die entsprechenden griechischen Worte im Urchristentum gebraucht hat. Man müsste beständig Philologie und Theologie in Anspruch nehmen, wenn man mit jenen alten Worten den alten Sinn wiedergeben wollte, und niemand würde einen recht verstehen.

#### IV.

Andererseits freilich folgt aus alledem, dass wir Freiheit und Pflicht haben, auch auf neue Formen

bedacht zu sein oder neu sich bildende Formen dankbar zu begrüßen. Keine neuen Dogmen: wer wollte sie schaffen und wer sollte sich daran binden? und wenn wir uns selbst heute Dogmen schüfen, morgen könnten sie uns schon zu eng werden. Wir wollen weder uns noch andern ein Lehrsatz auflegen noch auflegen lassen. Aber eine neue Sprache und Rede brauchen wir, die Sprache unserer Zeit; das „Weissagen“, die Mysteriensprache der alten Zeit hat aufgehört, wie Paulus vorausgesagt hat, warum sollen wir uns an den Niederschlag jener versiegten Quellen halten! Nicht darauf soll es uns ankommen, dass wir möglichst viele einzelne Heilsthatsachen kennen, sondern das Eine Heil, angewandt auf die Thatsachen unserer Zeit. So lasst uns reden, dass unsere Zeit uns versteht. Ihre Bedürfnisse, ihre Ziele, ihre Ideale sollen wir kennen und nennen, darin leben und mitstreben: dann trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor.

Darum gilt es aber noch einmal: das Volk selbst muss mit uns fühlen, wie wir mit ihm, unsere Rede mit ihm muss Wechselrede sein, wir müssen auch heruntersteigen können von Katheder und Kanzel und miteinander leben und voneinander lernen, wie es dem Menschen ums Herz ist und wie wir einander helfen können, denn die theologisch Gebildeten freierer Richtung stehen heute fast allein in einem verantwortungsreichen, schweren Kampf und leiden schwer unter der Verantwortung, die auf ihnen liegt. Das Geschlecht, dem dieser Kampf verordnet ist, ist ja aus der Kirche hervorgegangen, zumeist aus ernsten, ja streng christlichen Kreisen. Es kennt die Not der Kirche; die kirchlichen Bedürfnisse sind



auch seine Bedürfnisse, und so sehr es den Kampf begrüßt und als den Vater der Dinge preist, so sehr leidet es an der Verwirrung und der Kluft, die sich zwischen ihm und weiteren Kreisen des Volkes aufthut; wenn durch ihre eigene Arbeit, dann um so mehr! — Auch ist unsere Schar nicht einheitlich geschlossen. Die einen wollen nur in der Stille arbeiten, jeder soll an seiner Stelle den Boden aufwühlen und den guten Samen einsäen; die andern möchten ein Feuer anzünden, und was wollten sie lieber, denn es brennete schon! Die einen lehren ruhig das Seine zu thun, sich auf die wissenschaftliche Arbeit zu beschränken, die andern möchten hinaus, den neuen Christen zu schaffen.

Bei beiden aber handelt es sich nicht um Verbreitung des Wissens oder der Negation, sondern um Licht und Luft, um einen belebenden Hauch der Wahrhaftigkeit, der strengen Prüfung, um Neuschaffung des selbständigen Christentums an Stelle der überlieferten, liebgewordenen oder auch lästigen Gewohnheiten. Wichtiger wahrlich als die saubere Herausarbeitung wissenschaftlicher Probleme sind die kirchlichen Bedürfnisse, und die Wissenschaft hat in der Kirche nur ein Recht, weil sie ein kirchliches Bedürfnis ist, wie vorhin gezeigt wurde. Wichtiger noch als die kirchlichen Bedürfnisse sind die religiösen Bedürfnisse unseres Volkes. Darum legt sich auf unser Herz und Gewissen die Pflicht, das Evangelium selbst in neuen Zungen zu verkündigen. Man nennt solche Bestrebungen, wie sie sich in Zeitschriften, in Vorträgen, in Broschüren u. dgl. Bahn machen: Verstoß eines aggressiven Liberalismus, als handelte es sich um eine Parteisache, während es die religiöse

Not unseres Volkes ist, die uns auf der Seele liegt. Man klagt den theologischen Liberalismus des Mangels an kirchlichen Interessen, an kirchlicher Leistungsfähigkeit an. Ist das nicht geradezu eine Aufforderung an uns, dass wir uns ans Werk machen, und darf man die schelten, die es thun? — Aber auch wir sollen nicht schelten und immer nur von Gegnern reden; denn ich nenne die nicht Gegner, die auf das gleiche Ziel in ihrem Sinn, in gleichem Eifer, mit ihren Mitteln, hinarbeiten. Unser Ziel darf nicht sein, dass die Christenheit orthodox oder liberal wird, sondern dass sie wieder gläubig, lebendig, wirklich christlich wird. Es wird auch immer so bleiben, dass die Kirche als konservative Macht das konservative Element vorzieht und beschützt. Sie wird immer als ein Hemmschuh, namentlich auch der wissenschaftlichen Kritik gegenüber, wirken, und das ist kein Schaden. Das wird so sein müssen, damit die freiheitliche Verkündigung des Evangeliums sich nicht überstürze, schliesslich doch am Niederreissen Gefallen finde und allerhand Experimente beim Aufbau mache, vor allem auch, damit es den freier Gerichteten nicht am Kreuz und Druck fehle, die wohl als Salz und Bewährungsmittel nötig sind.

Zu unserer Schar gehören auch eine ganze Reihe von freigesinnten Pfarrern, die teils selbst in wissenschaftlicher Arbeit stehen, teils gerne hören und lernen; unsere Ferienkurse legen dafür reichlich Zeugniss ab. Zwischen ihnen und den Vertretern der Wissenschaft knüpft sich eine immer engere Verbindung, wie u. a. unsere Versammlungen von Freunden der „Christlichen Welt“ oder des „Gemeindeblattes“ zeigen. Aber unsere Wege werden nicht immer dieselben sein.

Der Pfarrer ist zunächst Pfarrer seiner Gemeinde. Er muss wissen, was ihr not ist und auf welche Weise ihr die Wahrheit am förderlichsten entgegentritt. An manchen Orten liegt wenig Bedürfnis zu wissenschaftlicher Aufklärung vor, an andern ist es ein dringendes Bedürfnis, an manchen Stellen wird durch wissenschaftliche Vorträge und aufklärendes Besprechen das religiöse Interesse, das Interesse für geistige Dinge überhaupt wach, und wäre es auch nur, dass der Streit die Gemüter aufrüttelt. An andern Stellen würden dieselben Vorgänge die Wirksamkeit des Pfarrers, der dafür verantwortlich gemacht wird, geradezu in Frage stellen. Die Leute würden nur die Negation heraushören und das Positive würde sie gar zu fremdartig und unheimlich anmuten. Auf diesem Gebiete haben die wissenschaftlichen Theologen und Pfarrer oder, da es oft dieselben Menschen sind, hat der Theologe in uns vom Pfarrer, er nicht von uns zu lernen. Eins aber erwarten wir von unsern Pfarrern, nicht dass sie für alles eintreten, was die augenblickliche Forschung behauptet — wir wünschen uns ja selbständig denkende Pfarrer — aber dass sie Achtung haben vor der wissenschaftlichen Arbeit, und dann, dass sie eintreten für die Freiheit der Forschung. Dabei werden sie zuweilen zu ihren Gemeinden sagen müssen: das, was da gelehrt wird, scheint mir überstürzt, aber der Mann muss Gelegenheit haben, sich auszusprechen, schon damit er widerlegt werden kann. Endlich, der Pfarrer muss ein deutliches Gefühl dafür haben, was wesentlich im Christentum und was menschliche Auffassung ist. — Ähnliches gilt auch von den Gymnasiallehrern, über deren Mitarbeit wir uns nicht

minder freuen. Auf den Gymnasien wird die zukünftige gebildete Jugend herangezogen. Hier kann viel verdorben und viel genützt werden; hier kann einem das Christentum gründlich verleidet werden, nicht nur dadurch, dass es in einer Form auftritt, daran schon der Gymnasiast das Veraltete oder Willkürliche spürt, sondern auch, dass es überhaupt zu sehr als Unterrichtsgegenstand, als Examensfach, als Wissenssache behandelt wird. Die Religionsstunden müssen allemal eine Erquickungs- und Freudenstunde sein, da dem Lehrer und den Schülern das Herz aufgeht. — Dasselbe gilt in anderer Weise von den Volksschullehrern, die am unmittelbarsten auf das Volk einwirken können, die aber auch schon ohnedies als denkende und religiöse Persönlichkeiten in Betracht kommen. Wer so fortwährend Religion zu lehren hat wie sie, der denkt ganz von selbst öfter über Religion nach als andere Menschen. Sollen solche Leute nun beständig hinsichtlich dieser Fragen in dem alten Usus erhalten werden, wie er auf Seminarien vielfach im Schwang ist? Es wäre unbarmherzig, wollte man sich ihrer nicht annehmen, namentlich, wenn sie Belehrung suchen. Für ihren Unterricht würde solche Aufklärung zunächst dadurch in Betracht kommen, dass sie wissen, worauf der Ton zu legen ist und worauf nicht, wo die grossen Wendepunkte liegen, welche Bedeutung die biblischen Persönlichkeiten haben: wenn die Lehre auch fast dieselbe bliebe, der Ton muss ein anderer werden, und der macht die Musik. — Ferner brauchen wir die Mitarbeit aller Kreise, der Gelehrten, die uns mit ihren Kenntnissen beispringen, der Lehrer, die auch in andern Unterrichtsfächern auf christliche Charakterbildung, auf

wissenschaftlichen Sinn, auf eigene Ueberzeugung und religiöse Ehrlichkeit hinarbeiten, der Ungelehrten, die viel mehr fragen und Zweifel in sich bewegen als man denkt, denen wir dienen und die uns wieder mit praktischen Lebenserfahrungen beistehen können. Wir brauchen vor allem Väter und Mütter, die dafür sorgen, dass ihre Kinder von Anfang an nicht in beengten Vorstellungen aufwachsen, die sie später, erfahren geworden, wie Kinderspiel abschütteln, die dafür sorgen, dass sie in freien Anschauungen organisch heranwachsen und nicht erst durch schweres Umlernen dazu zu gelangen brauchen.

Wir begrüßen namentlich auch die Mitarbeit der Frauen. Wir wollen an unserem Teil dafür sorgen, dass auch die Frau selbständig bei diesen Dingen denken und urteilen kann, und nicht mehr bloss, wie es dem Charakter und der Stellung der antiken Frau entsprach, zu Hause ihren Mann fragen muss. Ist sie dazu fähig, so braucht sie auch nicht mehr zu schweigen „in der Versammlung“, soll vielmehr in ihrem Kreise auf ein wahres, freies Christentum hinweisen und damit auch zur Lösung der Frauenfrage beitragen. Die Frauen, die heute sich neue Bahnen eröffnen müssen, weil ihnen das Haus nicht mehr Schutz und volle Bethätigung gewährt, suchen zu- meist auch neue Wege auf geistigem Gebiet, wollen sich eine eigene Weltanschauung erobern und auch ihres Gottes in eigener Weise gewiss und froh werden. Gerade hier finden wir oft besonders radikale, temperamentvolle Kritik, hier ein besonders lebhaftes Bedürfnis, sich nicht Vorstellungen aufdrängen zu lassen, die als „empörend“ empfunden werden, wie z. B. eine mechanische Satisfaktionstheorie. Diejenigen, die nun als Oberlehre-



rinnen auch den „ethischen“ Unterricht der Mädchen in die Hand nehmen sollen, fragen uns oft um Rat, wie in der Geschichte der Bibel, in den Lehren der Kirche der Kern aufzufinden und mitzuteilen sei; der oft als fremd und tot angesehene Stoff lastet wie ein Druck auf der gesamten Lehrthätigkeit im Religionsunterricht. Hier ist Hilfe not, und niemand glaube, dass sich etwa solche weiblichen Kritiker leicht abfinden lassen; allem Gemachten, Unnatürlichen gegenüber, das ein Theologe doch nicht immer so herausfühlt, regt sich hier ein lebhafter Widerspruch, der wohl zu beachten ist und uns häufig zur Korrektur dienen kann. Doch noch wichtiger bleibt die Hausfrau, die Gattin, die Mutter, die von je das religiöse Leben im Hause zu hüten berufen war. Sie kann aber diese Aufgabe nicht mehr erfüllen, wenn sie bloss autoritätsgläubig oder gutherzig fromm ist; dann respektieren der Mann und heranwachsende Kinder ihre Religion wohl, aber innerlich regt sich der Gegensatz nur um so stärker; ist sie aber, wie das jetzt sich oft findet, kritisch gestimmt, so kann sie die ganze Stimmung im Hause antireligiös machen. Gerade das Weib schätzt heute am meisten einen männlichen, starken, mutigen und freudigen Christus; dem halten sie dann Treue, oft wenn schon die Jünger alle geflohen sind.

So müssen wir uns zusammenschliessen; wir müssen auch eintreten in die Ordnung unserer kirchlichen Verhältnisse; es steht uns nicht an, über die einseitige Vertretung in den kirchlichen Körperschaften und über eine einseitige Predigtweise zu klagen, sondern wir müssen, was an uns ist, dafür sorgen, dass auch andere Stimmen zu Worte kommen. Die Gefahr, dass wir wieder ein-

seitig würden und etwa eine Alleinherrschaft ausüben möchten, liegt wahrlich nicht sehr nahe, entspricht auch nicht dem Geiste der Selbständigkeit, wie wir ihn wünschen. Eine Partei werden wir niemals werden wollen, auch keine Gemeinde, denn wir wollen in der christlichen Gemeinde sein und bleiben, wir wollen uns auch nicht als Sekte von andern behandeln lassen, sondern der Kirche dienen und von ihr uns dienen lassen; aber Freunde wollen wir sein, ob bekannt oder unbekannt, selbständig und von verschiedenster Art, aber eben darum einander ergänzend, fördernd, aufmunternd, zurückhaltend, belehrend und natürlich auch — kritisierend, weil wir uns um die kritische Wissenschaft scharen und — weil wir Deutsche sind. Darin aber bleiben wir einig: Freiheit der Wissenschaft, Anerkennung jeder ehrlichen Ueberzeugung, Bekämpfung jeder Heuchelei, wie der Schläffheit und Bequemlichkeit, der beständigen Rücksicht auf herrschende Strömungen, vor allem aber einig in Gott unserem Vater und Christus unserem Meister.

Wir wollen auch nicht ängstlich darauf ausschauen, wieviel wir sind, und uns auch nicht fürchten, wenn wir einmal oder des öfteren einsam unsere Strasse ziehen müssen. „Wir könnten viel, wenn wir zusammenstünden“ — „ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst.“

Ganz von selbst werden sich doch in diesem Kampf immer wieder die zusammenfinden, die zusammengehören, die mit uns sich geloben:

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,  
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott  
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!

---

THEOLOGY LIBRARY  
CLAREMONT, CALIF.

A1878

## Kurzes Bibelwörterbuch.

Unter Mitarbeit von G. Beer, Professor in Straßburg, H. J. Holkmann, Professor in Straßburg, E. Haußsch, Professor in Halle, C. Siegfried, Professor in Jena, † A. Sorin, Professor in Leipzig, H. Wiedemann, Professor in Bonn, H. Zimmern, Professor in Leipzig herausgegeben von **H. Gathe**, Professor in Leipzig. Mit 4 Beigaben, 2 Karten und 275 Abbildungen im Text. Ser. 8. 1903. M. 10.50. In Halbfranz gebunden M. 12.80.

Das Kurze Bibelwörterbuch verrät seine in die Augen fallende Eigentümlichkeit schon durch seinen Titel. Seine **Kürze** — 49 $\frac{3}{4}$  Bogen — ist erreicht worden durch Vermeidung von Wiederholungen, durch Verbindung verwandter Sachen zu einem Artikel, durch Behandlung gewisser Stoffe in Tabellen, durch knappe Darstellung und durch leichtverständliche Abkürzungen. Gleichwohl ist der gesamte biblische Stoff — mit Ausnahme der rein biblisch-theologischen Gegenstände — verarbeitet und das außerbiblische Material in reichlichem Maße berücksichtigt worden.

Um die **Einheitlichkeit** des Buches möglichst zu sichern, hat sich nur eine kleine Anzahl von Mitarbeitern, die im allgemeinen in der gleichen wissenschaftlichen Richtung tätig sind, zu dem Werke vereinigt. Daß bei dem Beginn der Drucklegung nicht nur sämtliche Artikel dem Herausgeber vorlagen, sondern auch ihre Redaktion vollendet war, dürfte für die Erreichung dieses Zieles wesentlich ins Gewicht fallen.

Die **wissenschaftliche Haltung** des Kurzen Bibelwörterbuchs zeigt sich in der Scheidung und Wertung der einzelnen Nachrichten nach Alter und Zuverlässigkeit, sowie in der Unterscheidung zwischen dem Gewissen, dem Wahrscheinlichen und dem Zweifelhaften.

Für die Auswahl der **Abbildungen** ist der Gesichtspunkt maßgebend gewesen, nur solche Hilfsmittel für die Anschauung zu bieten, die ihren Zweck wirklich erfüllen. Sie konnten in ausgiebigstem Maße für alle Artikel, soweit diese Anlaß dazu boten, durch Verweise verwertet werden, da die Abbildungen, im voraus zusammengestellt und im Jahre 1897 angefertigt, von den Mitarbeitern mit ihrem Manuskript verglichen worden sind.

Die einzelnen Artikel halten sich von Polemik fern und gehen — dem Plan des Bibelwörterbuchs entsprechend — nicht darauf aus, alle Ansichten über den behandelten Gegenstand mitzuteilen. Außer der richtigen oder wahrscheinlichen Beantwortung einer Frage sind die anderen Ansichten, die wegen ihrer Verbreitung oder wegen ihrer Möglichkeit daneben in Betracht kommen, kurz erwähnt. Die Stichwörter sind nach Luthers Bibelübersetzung aufgenommen.

Die Mitarbeiter und der Herausgeber haben sich der mühevollen Arbeit in der Hoffnung unterzogen, daß sich das Kurze Bibelwörterbuch als ein willkommenes und brauchbares Hilfsmittel für das Studium der Bibel, namentlich in der Hand der Studenten und der Geistlichen, erweisen wird.

**Prospekte mit Abbildungen stehen zu Diensten.**

---



Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften  
aus dem Gebiet der  
**Theologie und Religionsgeschichte.**

8.

- |   |          |
|---|----------|
| 4) Bernoulli, C. A., Das Konzil von Nicäa.  | M. —.80. |
| 3) Bertholet, A., Der Verfassungsentwurf des Heseziel in seiner religionsgeschichtlichen Bedeutung. | M. —.80. |
| 16) Bertholet, A., Die israelitischen Vorstellungen vom Zustand nach dem Tode.                      | M. —.80. |
| 28) Bertholet, A., Buddhismus und Christentum.  | M. 1.20. |
| 33) Bertholet, A., Die Gefilde der Seligen. 1903. ca.   | M. —.60. |
| 26) Bruckner, A., Die Irrlehrer im Neuen Testament.   | M. —.75. |
| 1) Duhm, B., Das Geheimnis in der Religion.   | M. —.60. |
| 6) Duhm, B., Die Entstehung des Alten Testaments.   | M. —.60. |
| 9) Fries, S. A., Moderne Darstellungen d. Geschichte Israels.                                       | M. —.60. |
| 24) Hauri, J., Das Christentum der Urgemeinde und das der Neuzeit.                                  | M. —.75. |
| 25) Kautzsch, E., Die bleibende Bedeutung des A. Testaments   | M. —.65. |
| 22) Köhler, W., Reformation und Ketzerprozess.  | M. 1.—.  |
| 23) Kraetzschmar, R., Prophet und Seher im alten Israel.  | M. —.75. |
| 2) Krüger, G., Die Entstehung des Neuen Testaments.   | M. —.60. |
| 5) Löhr, M., Der Missionsgedanke im Alten Testament.  | M. —.80. |
| 32) Lucius, E., Bonaparte und die protestantischen Kirchen Frankreichs. 1903. ca.                   | M. —.80. |
| 12) Martensen Larsen, H., Jesus u. d. Religionsgeschichte.  | M. —.60. |
| 8) Meyer, A., Die moderne Forschung über die Geschichte des Urchristentums.                         | M. 1.20. |
| 31) Meyer, A., Theologische Wissenschaft und kirchliche Bedürfnisse. 1903. ca.                      | M. 1.60. |
| 13) Michelet, S., Israels Propheten als Träger der Offenbarung.                                     | M. —.60. |
| 11) Sabatier, A., Die Religion und die moderne Kultur.  | M. —.80. |
| 7) Saussaye, P. D., Ch. de la, Die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube.       | M. —.60. |
| 29) Scheel, O., Luthers Stellung z. heiligen Schrift.   | M. 1.60. |
| 27) Schmiedel, O., Die Hauptprobleme d. Leben Jesu Forschg.   | M. 1.25. |
| 19) Sell, K., Zukunftsaufgaben des deutschen Protestantismus im neuen Jahrhundert.                  | M. —.75. |
| 10) Soederblom, N., Die Religion u. d. soziale Entwicklung.   | M. 1.60. |
| 30) Stave, E., Der Einfluss der Bibelkritik auf das christliche Glaubensleben.                      | M. 1.—.  |
| 20) Troeltsch, E., Die wissenschaftliche Lage und ihre Anforderungen an die Theologie.              | M. 1.25. |
| 18) Vischer, E., Albrecht Ritschls Anschauung von evangelischem Glauben und Leben.                  | M. —.75. |
| 21) Völter, D., Der Ursprung des Mönchtums.   | M. 1.—.  |
| 17) Weinle, H., Paulus als kirchlicher Organisator.   | M. —.75. |
| 14) Wernle, P., Paulus als Heidenmissionar.   | M. —.75. |
| 15) Wildeboer, G., Jahvedienst und Volksreligion in Israel in ihrem gegenseitigen Verhältnis.       | M. —.80. |

BT45 .M4

Meyer, Arnold, b. 1861.  
Theologische Wissenschaft und kirchlich

BT  
45  
M4

Meyer, Arnold, b.1861.

Theologische Wissenschaft und kirchliche  
Bedürfnisse; ein erweiterter Vortrag. Tübingen,  
Mohr, 1903.

92p. 24cm. (Sammlung gemeinverständlicher  
Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der  
Theologie und Religionsgeschichte, 31)

1. Theology--Addresses, essays, lectures. I.  
Title. II. Series: Sammlung gemeinverständlicher  
Vorträge, 31.

A 1878

CCSC/mmb



